

Trennt Magazin

Nr. 10 [Herbst 2015]

TRENNTPROJEKTE
Was im Plattenbau gedeiht.
Ein Ortsbesuch

FOTOGRAFIE
Wie man aussieht, wenn
man sich im Müll suhlt.
Eine Zumutung

REPORTAGE
Warum Herr Graebel
in den Knast muss.
Ein Selbstversuch

EIN GREIFER

Über Menschen, die unser Verhältnis zu Müll verändern

Auf den XXL-Zahnpastatuben der Trenntstadt Berlin und der Berliner Stadtreinigung kann man im Großstadttrubel ruhig mal die Beine hochlegen und die Kräfte schonen. Verpackungsrecycling schont dagegen Rohstoffe und spart CO₂.



Trenntstadt Berlin
www.trenntstadt-berlin.de

Liebe Leserinnen und Leser,

herzlichen Glückwunsch! Sie halten gerade die zehnte Ausgabe des TrenntMagazins in den Händen. 2011 war es so weit: Im Rahmen der Trenntstadt Berlin haben wir eine Publikation geschaffen, die Abfallvermeidung, -trennung und -recycling ins allgemeine Bewusstsein rückt. Kürzlich bezeichnete uns die WirtschaftsWoche als „überraschend lesenswert“ – was wir gern als Lob verstehen für ein Journal, das Müll zum Hauptthema hat. Dem bleiben wir auch mit den Themen der zehnten Ausgabe treu.

Mit ihrem Onlineportal „Jeder Quadratmeter Du“ eröffnet die Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Mitte ganz neue Räume – im Upcycling. Sie werden überrascht sein, wie bunt und individuell die Berliner Platte sein kann. Als Service der Wohnungsbaugesellschaft Mitte finden übrigens alle Mieterinnen und Mieter diese Ausgabe gratis in ihren Briefkästen. Wer das TrenntMagazin gern öfter lesen möchte, kann es als Print- oder Digitalmagazin auf www.trenntmagazin.de abonnieren oder als kostenfreie App downloaden.

Bereits seit fünf Jahren werden mithilfe des Förderfonds der Trenntstadt Berlin, der bei der Stiftung Naturschutz Berlin angesiedelt ist, viele umweltbewusste Ideen umgesetzt. Zur

Feier erzählen wir die Geschichten der Menschen dahinter: Eine Schülerin, die Erstklässlern das Papierrecycling erklärt. Eine Theatermacherin, die Abfall Bühnentauglich macht, und ein türkischer Aktivist, der bei Supermarktleitern und deren Kunden für Stofftaschen wirbt – und dabei gegen die Macht der Gewohnheiten ankämpft. Sie alle wollen uns aufmerksamer machen für die alltäglichen Möglichkeiten zur Ressourcenschonung.

Überaus aufmerksamkeitsstark ist auch die Fotostrecke des Amerikaners Gregg Segal, der Menschen im eigenen Müll abgelichtet hat. Das berührende Ergebnis entdecken Sie in dieser Ausgabe.

Hipsterbeutel, Discounter-Tüte oder Obsttäschchen? Was Sie am Handgelenk tragen, verrät nicht nur etwas über Ihren persönlichen Geschmack, sondern auch, wie wichtig Ihnen die Umwelt ist. In unserem Stylecheck wird erklärt, welchen Beutel man ökologisch schultern kann – und welche Teile untragbar sind.

Und zu guter Letzt wünschen wir uns zum Jubiläum, dass noch mehr Menschen durch das Lesen zum Handeln angeregt werden – damit wir gemeinsam die Welt ein bisschen nachhaltiger und umweltbewusster machen.

Ihr Trenntstadt-Team

INHALT

Huch Seite 42

Da läuft ein nackter Finne durch den Schnee. Petri Luukkainen hat sich all seines Besitzes entledigt, um herauszufinden, was er wirklich zum Leben und zum Glückseligsein braucht.



Strahlende Pilze Seite 9

Sollte man normalerweise ja meiden. Wenn sie aber als Lampen aus einem Pilz-Getreide-Gemisch über dem Kopf leuchten, ist Anfassen erlaubt. Essen allerdings nicht.



Im Reich der Müllionäre Seite 46

Der Fotograf Gregg Segal zeigt, woran die Amerikaner wirklich reich sind – und lässt sie in den Abfällen einer Woche baden.

6 **TRENNTPROJEKTE** Die schönsten Seiten der Wiederverwertung
Warum Spitzengastronomen mit Lebensmittelresten kochen

20 **TITEL** Wurzelbehandlung
Der Förderfonds Trenntstadt Berlin unterstützt Abfallvermeidung

36 **INTERVIEW** Es braucht ein Unbehagen
Die Wissenschaftlerin Nina Langen erklärt Graswurzelbewegungen

40 **PORTRÄT** Die Routenplanerin
Britta Falke sorgt dafür, dass Getränkekartons im Kreislauf bleiben

42 **SELBSTVERSUCH** Alles auf null
Ein finnischer Filmemacher entledigt sich all seiner Sachen

46 **FOTOGRAPHIE** Gebettet auf Dosen
Wenn sich Menschen in ihren Abfällen von einer Woche suhlen

56 **TESTIMONIAL** Herr Graebel geht in den Knast
Unser Autor musste hinter Gitter und fand eine Upcycling-Werkstatt

59 **ÄUSSERE WERTE** Extrem laut und unglaublich fett
Sechs Dinge, die man über eine Chipstüte wissen sollte

60 **FUNDSTÜCKE** Was uns glücklich macht...
Seesäcke als Sitzkissen tragen das Fernweh in sich

63 **TRENNTVORBILD** Meer Werte
Die Schwimmerin Britta Steffen erklärt, wie sie Ressourcen schont

64 **ÜBERBLICK** Die große Welt des Mülls
In Frankreich dürfen Lebensmittel nicht mehr vernichtet werden

66 **RECYCLINGECKE** Fruchtbare Boden
Ein Deutscher führt in Nairobi die Abfalltrennung ein

68 **KOSMOS** Der bewegte Van
Bewegende Fakten über das Recyclingobjekt Auto

70 **KINDERSEITE** Müllpopüll
Spielerisch Abfallvermeidung lernen

71 **RATGEBER** Welcher Beutel passt zu mir?
Welche Tüten und Taschen man ökologisch schultern sollte

77 **IMPRESSUM UND VORSCHAU**
Wir brauchen neuen Stoff

78 **PROTOKOLL** Getrennt befragt
Sollten Kunden für Einwegflaschen mehr bezahlen?

FOTOS Lampe von Danielle Trofé, Filmstill aus „My Stuff“, Gregg Segal | FOTO rechts Jochen Kirch



Feuervogel

Die alten Griechen nannten ihn Phönix, die Perser Simurgh und die Ägypter Benu – jenen mythischen Vogel, der am Ende seines Lebenszyklus verbrennt und aus der Asche neu aufersteht. Die Berliner Designerin Karen Jessen und ihr Team greifen die uralte Idee auf und inkarnieren für ihre Kollektionen abgelegte Kleidung und Möbel. Gürtelschlaufen, Knöpfe, Nieten, Säume, Reißverschlüsse werden zu handwerklich kunstvollen Kreationen. Sie nennen ihr Kollektiv „Benu Berlin“ – die Feuervögel der Hauptstadt.

www.benu-berlin.com

FOTO RYUICHIRO LOUIS IJIMA | MODEL NADJA NAEVE | MAKE-UP/HAIR VERENA SCHRÖFF

3 FRAGEN AN:

Raumlabor Berlin,
das nach konkreten Ideen für die Gegenwart
und Zukunft der Stadt sucht



Was wird im Raumlabor erforscht?

Schwierige urbane Situationen sind unser Faible und ziehen uns förmlich an. Orte, die vergessen, gemieden und aufgegeben sind, wollen wir zu neuem Leben erwecken, indem wir vorschlagen, sie anders zu nutzen. Raumlabor erforscht die Schnittstellen zwischen Architektur, Stadtplanung, Kunst und Intervention. Was dabei entsteht, ist oft eine gemeinsame urbane Kultur.

Warum ist für das Raumlabor die Arbeit mit recycelten Materialien wesentlich?

Es eröffnet uns neue Blickwinkel. Indem wir alte Objekte neu nutzen und Materialien wiederverwenden, ergeben sich ganz eigene Möglichkeiten und Freiräume für uns. Wir arbeiten deswegen auch lieber mit dem Begriff „Upcycling“. Wenn wir klassische Wegwerfmaterialien als Ressource begreifen, hat das viele Vorteile für die Gesellschaft: Wir verbrauchen weniger Energie, können souverän mit Materialien arbeiten und damit vom passiven Konsumenten zum aktiven Produzenten werden.

Welches Material fasziniert die mitwirkenden Künstler wegen seiner Wandlungsfähigkeit besonders?

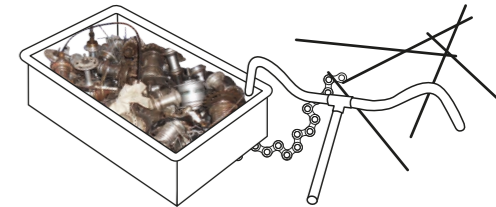
Wir haben mit durchtrennten Ölfässern Dachschindeln gebaut, Autoteile in Häusern verbaut, weggeworfene Möbel zu einer großen Flutwelle des Überflusses verbunden und vieles mehr. Jedes Material begeistert uns auf seine Art. Meistens arbeiten wir aber mit Holz: Es ist weit verbreitet, leicht zu verarbeiten und eignet sich gut als Trainingsmaterial für diejenigen, die uns auf den Baustellen helfen. Wer das macht, tritt danach der Welt der Dinge anders gegenüber.

FOTO RAUMLABOR BERLIN

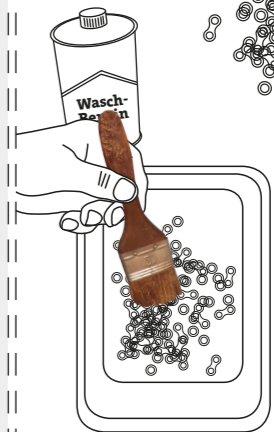
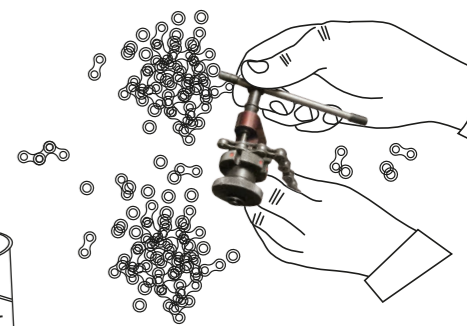


VOM FAHRRAD ZUR LAMPE

In Fahrradläden und Selbsthilfwerkstätten bleiben oft die Ketten, Speichen, Schläuche, Naben, Klingeln und mehr als unbrauchbarer Schrott übrig.



Lars-Helge Kriener nimmt jene Teile, die nicht mehr repariert werden können, in sein Kreuzberger Atelier und zerlegt sie akribisch in ihre Bestandteile.



Sie werden auf einem Waschtisch mit Waschbenzin und Pinsel gereinigt und mit einem Lappen oder Polieraufsatz auf Hochglanz gebracht.

Für den Kronleuchter vernietet und verschweißt Kriener etwa 800 Teile zu einer völlig neuen Form. Er heißt „New Star“, und wenn eine Glühbirne ihn erleuchtet, weiß man auch, warum.



www.larsitos.de



WAS IST EIGENTLICH: SEKUNDÄR-SCHICK?

Sigrid Münzberg ist
Gründerin der Gestaltungswerkstatt
Sekundär-Schick in Berlin.

Wie das Wort „sekundär“ schon andeutet, will ich aussortierten Kleidungsstücken zu einem zweiten Leben verhelfen. Als Modedesignerin weiß ich, unter welchen furchtbaren Bedingungen unsere Textilien hergestellt werden: Ich habe die Produktionsbedingungen in den Fabriken in Fernost gesehen, wie die Arbeiterinnen dort ausgebeutet werden, wie viel Wasser und Chemikalien für die Herstellung von Jeans eingesetzt werden, wie viele Rohstoffe verschwendet werden. Irgendwann war mir klar, dass ich da nicht mehr mitmachen kann und will. Als ich schwanger wurde, nutzte ich die berufliche Pause dafür, mich neu zu orientieren. Ich hatte schon immer meine eigenen Kleider umgearbeitet – warum sollte ich dieses Wissen nicht weitergeben? Deswegen gebe ich seit 2010 Kurse für Erwachsene und gehe als Modebotschafterin an Schulen. Es geht mir darum, den Menschen nicht nur zu zeigen, wie eine Nähmaschine funktioniert, sondern ihnen die Wertschätzung für Kleidung wiederzugeben. Die Teilnehmer bringen zu den Kursen Jeans, Pullover und sogar Tischdecken mit und wir überlegen zusammen, was daraus Neues entstehen kann. Ich bin oft überrascht, auf welche Ideen wir kommen. Es entsteht viel Aufregendes, Überraschendes und natürlich: Schickes.

www.sekundär-schick.de

*Ich war
einmal...*

... eines der ersten Kleidungsstücke, das sich Oma Doris selbst genäht hat. Es muss im Jahr 1954 gewesen sein. Deutschland erholte sich allmählich vom Weltkrieg. Es waren Zeiten des Aufbruchs. Doris war damals gerade 17 Jahre alt und hatte Lust auf fröhliche Farben und luftige Stoffe. Sie fand einen Stoff mit großen Blumen darauf und startete ihre ersten Versuche an der Nähmaschine der Mutter. So wurde ich geboren.

Doris liebte mich innig und ignorierte die irritierten Blicke der anderen. Die Stuttgarter Mode war wohl noch nicht so weit. Wir gingen zusammen spazieren, ins Café, zum Tanz und waren echte Trendsetter. Irgendwann, als die Jahre und die Mode weiterzogen, landete ich auf dem Dachboden von Doris.

Nach Jahrzehnten des Wartens öffnete sich die Schranktür und die 32-Jährige Mona Schütt strahlte mich an. Sie hatte im September 2014 ihren Onlineshop „Oma Klara“ eröffnet und begann in den Kleiderkisten von Omas nach textilen Schätzen zu fahnden. „Vintage-Kleider haben eine Geschichte zu erzählen“, sagt sie. Findet sie ein schönes Stück, nimmt sie es mit zu sich nachhause, näht ein neues Etikett ein, kombiniert es geschickt mit anderen Teilen und bietet es zum Verkauf an. Die Omas bekommen 20 Prozent von der Verkaufssumme und die einstigen Lieblingsklamotten bekommen ein neues Leben.

Ich darf allerdings bei Mona bleiben. Sie trägt mich genau wie Oma Doris damals: mit Spitzenbluse und Riemchensandaletten. Wir gehen jetzt wieder zusammen spazieren, ins Café, zum Tanz. Oma-Mode ist was für Trendsetter.

www.oma-klara.de



Ein neues Zeitalter bricht an, behaupten Guy Galonska und sein Team. Das Zeitalter der vertikalen Landwirtschaft. Die Unternehmensgründer haben eine Fabriketage in Kreuzberg zu einer kleinen Farm umgebaut: Kräuter, Sprossen und Gemüse wachsen dort in alten Karteikästen an einer Gitterwand. Statt Erde liegt in ihnen ein Substrat aus Kokosfasern, statt Sonne scheinen LED-Strahler, statt Regen kommt Wasser tröpfchenweise durch Schläuche. „Infarm“ nennen die Gründer ihr Start-up, eine Kurzform für Indoor-Farming. „Wir entwickeln neue Wege, um Lebensmittel auf effiziente Weise wachsen zu lassen“, sagen die modernen Stadtbauern. Unabhängig vom Platz, vom Wetter und von Traditionen.

www.infarm.de



DAS GEHT:

LAMPEN AUS PILZEN



Die New Yorkerin Danielle Trofe findet, dass Pilze eine wunderbare Inneneinrichtung abgeben können. Die Designerin mischt Pilzmyzelien mit anderen landwirtschaftlichen Nebenprodukten wie Getreidehalmen oder den Schalen von Getreidekörnern und lässt diese in Lampenschirmform zusammenwachsen. Während der Pilz wächst, bindet er das Biomaterial. Nach einigen Tagen wird das Material erhitzt, getrocknet und anschließend mit einer biologisch abbaubaren Farbe auf Milchbasis beschichtet. Damit wird der Lampenschirm nicht nur ansehnlich weiß, sondern auch wasserabweisend. Eignet sich also durchaus als Küchenlampe, unter der man zum Beispiel Pilzgerichte kochen kann.

www.danielletrofe.com



VORHER



TETRAPAK

Wenn Magdalena Kovarik einen leeren Getränkekarton sieht, dann sieht sie Möglichkeiten. Die Produktdesignerin beschäftigt sich bei manchen ihrer Projekte mit den „Schalen dieser Welt, mit dem Überflüssigen, das sich nicht dematerialisieren kann“, wie sie es ausdrückt.

Kovarik ging mit Müllmännern auf Tour, hievte Tonnen, blickte den Fließbändern der Recyclinganlagen hinterher und erkannte: „Wenn der Karton leer ist, kann er nicht verschwinden, denn auch weg ist ein Ort.“ Sie beschloss, den Karton als Rohstoff für ein neues Produkt zu nehmen. Es sollte nichts Willkürliches sein, das auch aus jedem anderen Material gefertigt werden könnte – wie Geldbörsen oder Taschen. Und so schaute sie sich die Schichten des Kartons sehr genau an, überlegte, was ihn einzigartig macht. Und ihr ging ein Licht auf.

TETRACOLLECTION

LEUCHTSYSTEM AUS TETRAPAKS

Sie entwickelte das modulare Leuchtsystem „Tetractory“. Das sind einzelne Fliesen, die sich an Wänden und Decken wie ein Himmel aufhängen lassen. Das Besondere ist, dass durch das Verbundmaterial der Strom direkt durch die Fliesen fließt. Einmal an eine Steckdose angeschlossen, lässt sich das Licht über magnetische Kabel und metallische Aufhängeösen großflächig verteilen. Die Fliesen sind Reststücke von Getränkekartonherstellern und sollen so bald wie möglich in Serie erscheinen.

www.magdalenakovarik.com

NACHHER



François Rossier kann Dinge zusammenbringen, die andere nicht zusammenbringen. Er setzt eine Schublade auf ein Tischgestell, legt Fensterrahmen auf vier Beine, verwandelt eine Kaffeemühle in einen Kerzenständer. „Kunst-Nutz-Objekte“ nennt er, was in seinem Atelier UPCYCLING in Neukölln entsteht. „Ich will praktische Lösungen für ‚verlassene Objekte‘ finden, die sich nach einem neuen Leben sehnen“, erklärt er. Im Grunde sei es wie bei Patchworkfamilien: Aus den Trümmern der Zeit entstehen neue Geschichten. Seine Karriere hat Rossier zunächst mit Geschichten ganz anderer Art begonnen. Der Schweizer ist ausgebildeter Schauspieler, studierter Regisseur, Produzent und Sprecher und lebt seit Mitte der Neunzigerjahre in Berlin. Eine Stadt mit „Baustellengeist“, wie er sagt. Die Verwerfungen der Zeit sammelt er ein. Filmisch oder ganz praktisch – und schafft etwas ganz Eigenes.

www.upcycling.mobi

DER TRÜMMERMANN



Fischer, Fischer wie dreckig ist das Wasser?



Wenn die deutschen Fischer ihre Netze einholen, dann haben sie dort selten nur zappelnden Fischfang darin. In den kleinmaschigen Krabbennetzen der Nordseefischer hängen Plastiktüten, Folien, Tauwerk. Die Ostseefischer holen statt Dorsch mit ihren größeren Netzen auch Metallschrott, Farbeimer oder Ölfässer hoch. „Wir wollen, dass der Müll aus dem Meer kommt“, sagt Kim Detloff, der beim NABU für den Meeresschutz verantwortlich ist. „Aber wir wollen auch verstehen, wo der Müll herkommt und wie er sich zusammensetzt.“ Deswegen hat der NABU zusammen mit den Fischern und regionalen Partnern

die Aktion „Fishing for Litter“ gestartet. Etwa 100 Fischer fahren jetzt mit großen Müllsäcken raus zur See und sortieren dort ihre unliebsamen Beifänge ein. Pro Jahr sind das mittlerweile fast neun Tonnen Abfall. Dieser landet in einem Container und wird einmal pro Jahr in einem Sortierzentrum von einem Expertenteam analysiert. Für die Ozeane sind die Abfälle aus Plastik ein besonders gravierendes Problem, weil daran Seevögel und Meeressäuger ersticken.

www.nabu.de

Douglas

Beste Reste

In Deutschland werden jedes Jahr elf Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen. Das ist so viel wie 275.000 Sattelschlepper voller Obst, Gemüse, Fleisch, Nudeln, Zucker und so weiter. Hintereinandergestellt ergäbe das eine Sattelschlepper-Kolonie, die von Düsseldorf bis Lissabon reicht. Laut Umweltbundesamt sind für diese enorme Verschwendung nicht nur

Landwirtschaft, Handel und Haushalte verantwortlich, sondern auch die Gastronomie. 14 Prozent aller Lebensmittelabfälle werden von ihr verursacht. Aber es geht auch anders. Die ersten Gastronomen denken um und wollen in ihren Restaurants restlos verwöhnen. Eine Auswahl:

WAS BLEIBT

„Restlos glücklich“ ist eine Idee, die im Berliner Social Impact Lab geboren wurde: ein Restaurant, in dem ausschließlich mit Lebensmitteln gekocht wird, die vor dem Müll gerettet wurden. „Wir sind der Überzeugung, dass wir unseren Sinnen besser vertrauen können als dem Haltbarkeitsdatum und dass Lebensmittel als Mittel zum Leben wieder mehr Wertschätzung verdienen“, findet das siebenköpfige Team des Non-Profit-Restaurants.

www.restlos-gluecklich.berlin

Lebensmittelretter-Restaurants gibt es mittlerweile in ganz Europa: In Amsterdam kocht die 26-jährige Selma Seddik im „Instock“ mit geretteten Lebensmitteln. In Kopenhagen kocht eine Gruppe Ehrenamtlicher mit Flüchtlingen im „Rub&Stub“. In Wien hat der Koch und Aktivist David Groß „Wastecooking“ von einer Kunstaktion zu einer Bewegung gemacht.

OHNE ALLES

Das Silo ist ein Zero-Waste-Restaurant im britischen Brighton. In einer ehemaligen Lagerhalle probiert der Koch Douglas McMaster ein „vorindustrielles Lebensmittelsystem aus“ – ohne steril verpackte Nahrungsmittel und ohne dabei Abfälle zu produzieren. Die Zutaten kommen direkt vom Erzeuger oder aus der eigenen Küche: eigener Essig, eigener Joghurt, eigene Schokolade. So holt er sich keine Plastikverpackungen ins Haus. Die organischen Reste werden in einem eigenen Kompostiergerät verwertet und an Interessierte verschenkt. „Es geht darum, Recycling bei so vielen Leuten wie möglich zu fördern“, sagt McMaster.

www.silobrighton.com

DURCHSICHT

„Wären Mülltonnen durchsichtig, dann würden die Menschen weniger wegwerfen“, glaubt der Küchenchef des Neuruppiner Seehotels Resort Mark Brandenburg. Deswegen stellte er in der Küche vier durchsichtige Behälter auf: Im ersten landeten Vorräte, deren Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist, im zweiten Produktionsabfälle wie Kartoffelschalen oder Blumenkohlstrünke, im dritten die Buffetreste und im vierten das, was die Gäste auf den Tellern gelassen haben. Seine Erkenntnis: In allen vier Tonnen reduzierte sich der Müll.

www.resort-mark-brandenburg.de

DENKEN INNERHALB DER BOX

Das „Doggy-Bag“ wird wieder salonfähig. In der ganzen Bundesrepublik wurden im Frühjahr 15.000 kompostierbare „Beste-Reste-Boxen“ an Restaurants verteilt, in denen Gäste ihre Essensreste mit nach Hause nehmen können. Dahinter steckt Greentable, eine Plattform für nachhaltige Restaurants, und die Initiative „Zu gut für die Tonne“ der Bundesregierung. Welche Restaurants sich an der Aktion beteiligen, lässt sich auf der Website nachlesen.

www.greentable.de/restlos-genießen

ILLUSTRATION Juliane Filep

WIE WOLLEN WIR LEBEN?

Das ist die größte Frage der Menschheit. Sie ist eigentlich viel zu groß für dieses kleine Textkästchen. Aber auch viel zu groß für die künftigen Generationen. Sie müssen sich mit einer Welt auseinandersetzen, in der die Rohstoffe der Welt schrumpfen, die Nachfrage danach steigt aber. Das wird äußerst schwierig, weswegen es gut ist, dass Schüler zum Beispiel durch das Projekt „REdUSE“ bereits darauf vorbereitet werden.

In Multivisions-Veranstaltungen, also Vorträgen mit verschiedenen visuellen Medien, lernen Kinder und Jugendliche in der Schule, wie sie Ressourcen schonen, verteilen und wiederverwenden können – und dass die Lösung großer Probleme eben auch mit kleinen Denkanstößen anfängt.

www.gusb21.de



SCHOPF & SCHÖPFUNG

Aus den Resten von Fischernetzen, die an den Strand der Nordsee gespült wurden, spinnt die Hamburger Grafik-Designerin Chris Herms-Glang knallbunte Perücken. Der leuchtende Plastikmüll stranguliert Seevögel, die ihn für Tang und Algen halten. In einer verstörend schönen Serie hat die Fotografin Adele Marschner diese tragischen Verstrickungen inszeniert. Wie eine leblose Möwe liegt der Mensch am Strand, die Netzperücke auf dem Kopf. So kann sie auch aussehen, die Krone der Schöpfung.

www.hermsglang.com

FOTO Adele Marschner | ARTWORK Chris Herms-Glang



JEDER M² DU

Auch wenn man im Alltag meist die Einzahl verwendet: „Die Platte gibt es nicht“, sagt Steffi Pianka von der Wohnungsbaugesellschaft Mitte. Zusammen mit einem kleinen Redaktionsteam recherchiert sie Fakten rund um das Thema Platte. Sie trifft Zeitzeugen, porträtiert Bewohner, zeigt die unterschiedlichen Bautypen, sammelt Historisches und animiert kreative Köpfe, sich zu überlegen, wie sich Plattenbauwohnungen individuell gestalten lassen. Dabei zeigt sich: Gerade die gleichförmigen Wohnungen eignen sich bestens, um der Individualität freien Lauf zu lassen. Mit Upcycling und Selbermachen wird aus einer schlichten Wohnzelle ein eigenes Reich. „Wir wollen mit diesem kulturellen Erbe respektvoll umgehen“, sagt Pianka, „und die Platte als moderne, kreative Wohnform wiederentdecken.“ JEDER QUADRATMETER DU – so heißt das Onlineportal. Es ist auch gleichzeitig ein Versprechen.

www.jeder-quadratmeter-du.de

BERLINER BETON GOLD

In den lange verschmähten Plattenbauten der Stadt wächst eine neue urbane Lust. Architekten, Designer, Künstler, aber auch Bürger und Besucher entdecken die Wohnungen als Ort des Selbermachens. Die Berliner Wohnungsbaugesellschaft Mitte zeigt, wie es geht.



MY PLATTENBAU IS MY CASTLE

Martin Maier lebt seit Jahren in einer Plattenbauwohnung zwischen Friedrichshain und Mitte. Was für andere klischeebeladene und unvorstellbar scheint, ist für ihn die perfekte Art, sich auszuleben, denn der 34-Jährige mag es nackt – zumindest an den Wänden.*

„Es war ein absoluter Glücksfall, dass die Verwalterin der Wohnung mich noch vor dem Einzug fragte: Wollen Sie Raufasertapete? Das wollte ich auf keinen Fall, denn ich mag den Charme von rohem Beton.“

Tatsächlich ist der Beton nicht einfach nur grau. Er schimmert mal heller, mal dunkler, hier etwas rötlicher und dort eher braun. Die Spuren der Vergangenheit sind für Martin Maier Teil des Einrichtungskonzepts: Reste von Kleister, Bohrlöcher und sogar die Markierungen aus dem Plattenwerk erzählen ihre eigenen kleinen Geschichten. Sie wurden in die Einrichtung integriert, die roten Zahlen in Flur und Essbereich finden sich im Hocker, in Schienensystemen und Leuchtenkabeln wieder.

Doch auch der Grundriss der Wohnung ist überraschend anders, denn Martin passte die Wohnung seinen eigenen Bedürfnissen an. Inspiriert wurde er dabei von der Website jeder-qm-du.de, auf welcher eine große Bandbreite an Grundrissvariationen gezeigt wird. Jeder Besucher, der die Vorstellung des „Arbeiterschließfachs“ im Kopf hat, ist völlig überrascht von der großen Küche im Plattenbau.

„In meinen anderen Wohnungen nutzte ich nie das Wohnzimmer. Darum habe ich jetzt diesen Raum in eine 27 m² große Küche mit Sofa verwandelt.“

Martin gab den Zimmern neue Funktionen, dank des zentralen Versorgungsschachtes war es einfach, die Leitungen zu verlegen. Dazu benötigte er nur einen Bohrer, vier Stunden Schwitzen und ein Anschreiben an die Nachbarschaft mit dem Hinweis auf Lärm. Aus der ehemaligen kleinen Küche wurde ein Arbeits- und Gästezimmer, das ehemalige Wohnzimmer fungiert als kommunikatives Zentrum und Kochinsel der Wohnung. In der neuen Traumküche findet sogar ein Tisch für acht Personen Platz.

Gebraucht und umfunktioniert

Martin versucht, in der Wohnung so viel wie möglich selbst zu machen: Alte Weinkisten werden zum Küchenregal, die Arbeitsflächen waren einst Lkw-Platten, die Leuchtenkabel stammen von einer Baustelle.

„Wiederverwenden oder Zweckentfremden finde ich spannend. Und ich bin definitiv süchtig nach Baumärkten und Baustellen-Containern.“

Das Sofa aus dem VEB Polstermöbel Suhl ist trotz seiner 50 Jahre auf dem Buckel äußerst bequem. Und die Stühle hat er aus einem Schuttcontainer gezogen, sein Geschirr bei Freunden und Verwandten eingesammelt. Seine Wohnung ist ein Stück fortgeschriebener Geschichte: der von anderen und von sich selbst. Er kann hier sein, wie er sein will. Und außerdem hat er vom Balkon den vielleicht fantastischsten Blick auf den Fernsehturm.

* Name von der Redaktion zur Wahrung der Privatsphäre geändert

GREY GOES GREEN

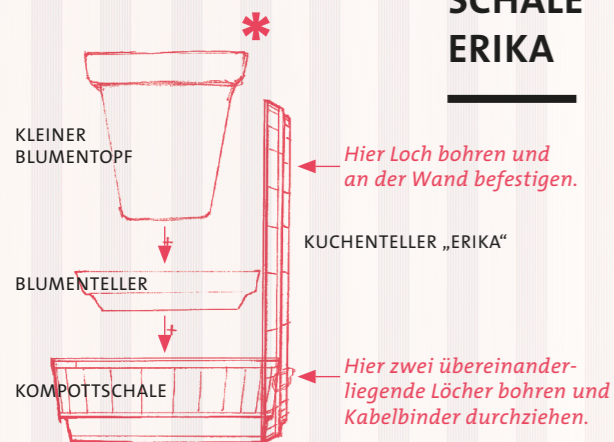


Zwischen den Mehrgeschossern blühen Mietergärten

Wenn es im Sommer heiß wird auf dem Asphalt und die Häusermauern vor Wärme glühen, sehnt sich der Großstädter nach kühlem Grün. Die Mitarbeiter der Wohnungsbaugesellschaft Mitte (WBM) haben in ihrem Hinterhof gesät, gepflanzt und Hochbeete gebaut. Jetzt verbringen die Kollegen ihre Pausen in der selbst geschaffenen Oase zwischen Tomaten, Gurken, Kräutern und Blumen. Aber das Projekt trägt noch weitere Früchte: Mieter anderer Quartiere fragten, wie sie denn auch bei sich solche Oasen schaffen könnten. Unter dem Motto „Grün denken, grün handeln“ stellte die WBM dem Rosenthaler Quartier eine Landschaftsplanerin an die Seite, die mit den Mietern gegraben, gebohrt und gehämmert hat. Jetzt stehen dort 15 Hochbeete. Und das ist erst der Anfang der Berliner Platten-Oasen: Mehr Mietergärten sind in Planung.



BLUMEN SCHALE ERIKA



SO EINFACH GEHT'S:

An den Rand der Kompottschale wie auch in den Kuchenteller Erika je zwei genau übereinanderliegende Löcher in die Seitenwand der Schale bohren. Am besten nimmt man einen Holzbohrer.

Kompottschale und Kuchenteller nun wie in der Zeichnung aneinanderstellen, sodass die insgesamt vier Löcher zueinander zeigen. Durch diese dann einen Kabelbinder stecken (von der Rückseite des Tellers). Dann festziehen.

Zum Aufhängen einfach in den oberen Bereich des Kuchentellers Erika auch ein Loch bohren und mittels einer Schraube (Flachkopf) an Wand oder Möbel befestigen.

Kabelbinder, Schrauben und Blumentöpfe gibt es im Baumarkt. Und Blümchen auch!

KASSENSTURZ:
Materialwert rund
4 Euro (inkl. Blume)

BEZUGSQUELLEN:
Kompottschale und
Kuchenteller
www.sonja-plastic.de
www.ostpaket.de

Mehr Selbstbautipps zu Möbeln,
und Leuchten sind zu finden auf
www.jeder-quadratmeter-du.de

DIE ORT ERFINDER

JANINE LUTHER und LEIF ERIK MADSEN sind „ortfinder“. So heißt ihr Designlabel und Orte (neu) zu erfinden ist das, was sie seit mehr als drei Jahren gemeinsam tun. Büro und Atelier sind genauso außergewöhnlich untergebracht, wie die Arbeiten des Kreativteams aussehen. Vom Einrichtungskonzept bis hin zum Designmöbel reicht das Repertoire des Duos. Dabei entsteht auch aus Altem erstklassiges Neues.

Wie wurden Sie beide zu den „ortfindern“?

Wir haben uns während des Architekturstudiums kennen gelernt – auf der Kreativebene hat es sofort gefunkt, die Chemie stimmte und wir beschlossen, künftig zusammenzuarbeiten. Als Duo ergänzen wir uns perfekt: Von der ersten Idee bis zum fertigen Produkt gilt Teamwork. Wir entwerfen gemeinsam, kritisieren und motivieren uns gegenseitig. Der eine bevorzugt die größeren, die andere die Detailarbeiten – ‚ergänzend fleißig‘ könnte man das nennen.

Was macht die „ortfinder“ und ihre Kreationen aus?

Zum einen die Symbiose aus Klarheit und Verspieltheit, sowohl bei Objekten als auch bei Räumen. Zum anderen das Zusammenspiel vom Material und Teamwork. Letzteres meint dabei sowohl uns beide als auch die Zusammenarbeit mit dem Kunden. Wir stülpen unsere Ideen nicht einfach jemandem über, sondern finden gemeinsam die beste Lösung.

Selbst das Gebäude Ihres heutigen Ateliers wurde einer neuen Nutzung zugeführt. Die Zweckentfremdung von Materialien scheint Sie besonders zu reizen?

Einer der Auslöser war unsere erste Ausstellung ‚Trashformation‘ 2012, Thema war Recycling und Upcycling zum Selber- und Nachbauen. Es gab wenig Zeit, aber viel Raum und noch mehr Ideen.



Wir experimentierten mit den Dingen, die uns im Alltag umgeben. Das Herauslösen aus dem gewohnten Kontext sorgt beim Betrachter wie auch bei uns immer wieder für Überraschungen. Dieses Schaffen von Spannungsmomenten macht nicht nur unglaublich viel Spaß, sondern fasziniert die Menschen.

Dass uns das gelingt, sehen wir an den Reaktionen auf Messen und Ausstellungen und auch an der Resonanz, wenn uns jemand über unsere Website kontaktiert.

Ebenso gestaltet Ihr Team Räume – privat wie gewerblich. Wie finden Sie die ideale Raumlösung?

Am Anfang stehen natürlich viele Fragen an den Kunden, dabei geht es darum, die Bedürfnisse und Wünsche herauszufiltern. Fast immer sind diese Wünsche widersprüchlich, weshalb wir den Kunden unterstützen, die eigenen Prioritäten zu erkennen. Während dieses Analyseprozesses stehen wir in ständigem Austausch mit unserem Kunden, wir nehmen ihn an die Hand und reagieren auf das gegebene Feed-back. Dabei ist es besonders wichtig, die Menschen zu inspirieren. Interessanterweise kommt am Ende dann oft ein ganz anderes Ergebnis heraus als gedacht. Ein Ergebnis, das überrascht und gleichzeitig Bedarf und Vorstellung des Kunden voll entspricht.

Haben Sie einen Tipp für Menschen mit zwei linken Händen?

Wir glauben eben nicht, dass es Menschen mit zwei linken Händen gibt. Jeder Mensch hat andere Vorlieben und Kenntnisse. Also sollte man einfach ausprobieren, experimentieren und vor allem – durchhalten. Wichtig ist es sicher auch, nicht allzu viel Selbstkritik bzw. Selbstzweifel zu haben. Wo man selbst einen Makel sieht, sehen andere oft etwas Makelloses oder Wunderschönes. Ein jeder sollte es einfach auf einen Versuch – oder eben zwei – ankommen lassen.

www.ortfinder.de

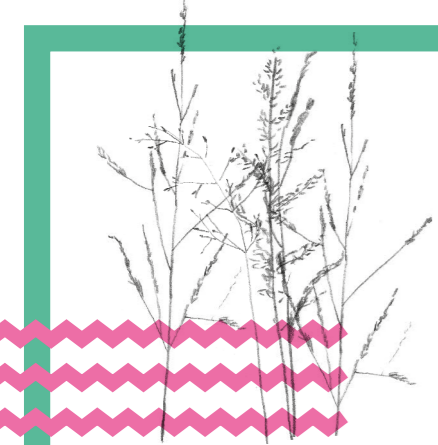




TEXT Max Gehry | FOTOS Stephan Pramme

~~~~~  
WUR  
ZEL  
BE  
HAND  
LUNG  
~~~~~

Seit fünf Jahren unterstützt die „Trennstadt Berlin“ Menschen und Initiativen dabei, mit kleinen Schritten große Probleme zu lösen. In unserer Titelgeschichte zeigen wir Beispiele und erklären, wo Teilhabe anfängt: an der Wurzel.



Da steht er also, der Mensch, wie ein Grashalm im Wind. An ihm ziehen die Notwendigkeiten des Lebens, er wird erschüttert von Existenzängsten, umhergeworfen von Fragen der Zukunft, berieselt von schlechten Nachrichten, umgepflügt vom Zweifel, ob die Welt ein guter Ort ist. Ein Grashalm allein ist ein einsames Etwas. Erst wenn er mit anderen ein Büschel bildet, wird er widerständiger und kann sich wehren gegen das, was da so alles auf ihn ein-drischt.

In diesem Text soll es um Menschen gehen, die so gesehen Büschel bilden. Menschen, die sich mit anderen zusammenschließen, um etwas zu verändern: sozial, politisch, wirtschaftlich, kulturell. Die sich nicht damit zufriedengeben, dass die Welt nicht gut genug ist oder sogar schlecht, sondern aus dem, was sie vorfinden, etwas Besseres machen wollen. Wie wohl wir alle fragen sie sich, wie diese Gesellschaft eine andere werden kann. Und wenn sie eine Antwort darauf gefunden haben, dann fangen sie einfach an. Wir nennen sie Graswurzelaktivisten, weil sie im Kleinen etwas Großes bewirken wollen.

„Graswurzel“ – ein Wort, auf das man außerhalb von Botanik-Büchern selten stößt. Es ist ein alter politischer Begriff, geboren im Jahr 1912, dem Jahr, in dem die Titanic auf ihrem Weg in die Neue Welt sinkt. Dort drüben, in den Vereinigten Staaten, droht im selben Jahr noch ein anderer Koloss zu sinken und in der politischen Unwichtigkeit zu verschwinden: der frühere US-Präsident Theodore Roosevelt. Weil er sauer ist, dass seine Republikanische Partei zur anstehenden Präsidentschaftswahl nicht wieder ihn als Spitzenkandidaten auserkoren hat, sondern mit dem Amtsinhaber William H. Taft antreten will, gründet er seine eigene Partei, die Progressive Party, und schwört seine Anhänger auf ein neues, großes Gemeinschaftsgefühl ein. Einer seiner Unterstützer heißt Albert J. Beveridge. Der ehemalige Senator gilt als brillanter Redner

und auf dem Parteitag, bei dem sich Roosevelt nominieren lässt, peitscht Beveridge den 2.000 begeisterten Delegierten ein, man sei eben keine etablierte Partei, sondern komme von unten, gewachsen aus den Bedürfnissen der Menschen, neu und fortschrittlich – eben eine Graswurzelpartei.

Das ist bei einer Partei, die ein Ex-Präsident gründet, um wieder an die Macht zu kommen, natürlich reine Polit-rhetorik. Wenn etwas graswurzelt, dann von unten nach oben – nicht umgekehrt. Beveridges Satz war eine dreiste Behauptung. Er hat den Begriff Graswurzel eingeführt, aber dabei gleichzeitig schon missbraucht. Und dennoch: Wenn wir heute von Graswurzelbewegungen reden, dann wegen ihm. Er hat das Wort in die Welt gebracht und bei Politikern, Journalisten, Wissenschaftlern und Aktivisten wurde es schnell zur gängigen Vokabel, wenn es um politische oder gesellschaftliche Initiativen geht, die aus der Basis der Bevölkerung entstehen.

Es mag belanglos scheinen, dass der Ausdruck seine Karriere in den USA begann. Ist es aber nicht. Denn Beveridges Zuhörern kam beim Wort „Graswurzel“ (im Englischen: „grass roots“) nicht etwa ein scherengestutzter Rasen in den Sinn. Vielmehr ist es wahrscheinlich, dass sie die Landschaften des Mittleren Westens vor Augen hatten. Prärie-gras kann hoch wachsen, vor allem aber wächst es tief. Bis zu zehn Meter reichen die Wurzeln in den Boden. Dieses Bild vom Tiefverwurzeltein hat den Begriff so populär gemacht. Heute steht er als Synonym für alle Bewegungen, die sich an der Basis engagieren. Und das kann sehr unterschiedlich aussehen.

Allen Initiativen gemeinsam ist ein gefühlter Widerspruch zwischen dem „Was ist“ und dem „Wie es sein könnte“, zwischen dem „Jetzt“ und einem „Noch nicht“. Es ist die Unzufriedenheit mit den gegebenen Umständen und die Hoffnung darauf, dass es bessere Alternativen gibt. Dieser Optimismus kann ein großartiger Impuls dafür werden, dass sich tatsächlich etwas ändert. Den gängigen Pessimismus entlarven Graswurzelaktivisten letztlich als nichts anderes als bloße Faulheit zu denken und vor allem: zu handeln. Sie suchen nicht nur nach Fehlern im Bestehenden, sondern danach, wie sie eine positive Entwicklung anstoßen und weiter vorantreiben können. Jede Gesellschaft braucht Graswurzelbewegungen. Kleine Schritte, die zusammengenommen viel bewegen können.

In Deutschland haben sich solche Bewegungen vor allem in den 1980er-Jahren ausgebreitet. Die 1970er-Jahre waren ein Jahrzehnt der Wirtschaftskrisen gewesen. Der erste Ölshock 1973 und der zweite 1979 hatten den Fortschrittsoptimismus der Nachkriegsjahrzehnte gebrochen. Auf einmal wurde klar: Das Wachstum hat Grenzen. Auf das folgende Phlegma der damaligen bundesrepublikanischen Regierung reagierte eine bunte und bewegte Gegenkultur. Die Friedens-, die Umwelt- und die Frauenbewegung mischten die Politik auf, hatten großen Zulauf und veränderten die Gesellschaft. In Gestalt der Grünen-Partei zog ein Teil dieser neuen Bewegungen 1983 in den Bundestag ein. Es war eine Zeit der Politisierung der Bürgerschaft, die Radikales forderte.

Graswurzelinitiativen kommen nicht nur von unten, sie gehen auch an die Wurzel. Graswurzelaktivisten sind Wurzelbehandler. Wurzel heißt auf Lateinisch „radix“. Wer sich die Wurzel vornimmt, ist also radikal. Ein Radikaler ist jemand, der von Grund auf neu denkt. Der Weg über die Wurzel führt in einen neuen, anderen Zustand.

Der Glaube an eine Welt, die von unten wächst, ist auch der Glaube an eine Machtverschiebung, die dem Einzelnen einen Einfluss gibt, den er zuvor nicht hatte. Wer etwas ändern will, ändert jedoch nichts, wenn er sich jeden ersten Mittwochabend im Monat mit Gleichgesinnten im ausgebauten Hobbykeller zu hitzigen Diskussionen trifft. Die unaufhaltsame Entwicklung der Menschheit liegt in ihrer Fähigkeit zur Vernetzung. Nur so können Ideen aufeinandertreffen und sich verknüpfen, sich Kräfte bündeln, vervielfachen, optimieren. Aus den Einzelnen muss ein Wir werden. Es reicht nicht, wenn alle wissen, dass etwas getan werden muss; sie müssen es dann auch gemeinsam tun.

Nur für Pessimisten klingt das nach Träumerei. Graswurzelaktivismus ist harte Arbeit. Deswegen sind Graswurzelbewegungen auch so empfindlich. Ihr größtes Problem: Sie gehen schnell wieder ein. „Oft geht den Machern über kurz oder lang die Puste aus“, sagt die Wissenschaftlerin Nina Langen von der Universität Bonn. Es reicht nicht, wenn man nur fulminant startet. Säge man sich die Arbeit von Graswurzelinitiativen nach einiger Zeit in einer Art Diagramm an, würde sich bei den meisten die berühmte Sägekurve zeigen: Steil nach oben, dann in winzigen Zähnchen nach rechts weg – weitere Sprünge finden nicht mehr statt. Weil Nina Langen wissen wollte,

wie sich das verhindern lässt, hat sie Gründer von Initiativen über deren Motivation befragt. „Denn“, sagt sie, „wer versteht, was Menschen antreibt, sich zu engagieren, der kann sinnvolle Initiativen zielgerichtet fördern.“

Einer von Langens wichtigsten Befunden (siehe Interview auf Seite 36): Für Graswurzelinitiativen gilt, was Hobbygärtner in jedem Baumarkt als Tipp für ihren Rasen bekommen, wenn sie darüber klagen, dass die Halme langsam ihre Farbe verlieren, kaum noch wachsen, immer mehr ausdünnen. „So wie viele Rasenflächen unter Nährstoffmangel leiden, brauchen die meisten Graswurzelinitiativen Dünger“, so Langen. Nur dass da natürlich kein Cocktail aus Stickstoff, Phosphor und Kalium hilft. „Der Nährstoff, der am besten wirkt, heißt Anerkennung.“

Damit die unten ankommt, braucht es manchmal ein bisschen Hilfe von oben. Die Berliner Stadtreinigung hat zusammen mit ihren Partnern Alba, Berlin Recycling und Stiftung Naturschutz Berlin die Initiative Trenntstadt Berlin ins Leben gerufen. Deren Förderfonds Trenntstadt Berlin unterstützt originelle und innovative Ideen zum Thema Müllvermeidung, Mülltrennung, Müllverwertung. Außer an große Verbände schickt er seinen ideellen und finanziellen Nährstoff auch an kleine, lokale Graswurzelinitiativen. Er spürt diese Leute auf, gibt Inspiration, neue Perspektiven. Hilft Menschen, das zu tun, was sie für richtig halten. Und stößt auf diese Weise Veränderungen an.

Fast drei Millionen Euro flossen in den vergangenen fünf Jahren in mehr als 80 Vorhaben. Ein paar davon stellen wir auf den kommenden Seiten vor: Wir haben eine 15-Jährige gefragt, warum sie in Berliner Grundschulen geht und Erstklässler dazu motiviert, von Mama und Papa zu fordern, nur noch Recyclingpapier zu kaufen. Eine Regisseurin erzählt, wie sie durch Müllberge gestapft ist, um ein Theaterstück für Kinder auf die Bühne zu bringen. Wir haben einen Mann getroffen, der türkische Supermärkte in Berlin abklappert, weil er die Plastik-tütenflut stoppen will. Und einen Künstler in seinem Atelier besucht, der aus Plastik Plastiken macht. Wir wollten von einem Abfallberater wissen, wieso er anderen Menschen erst in den Abfalleimer schaut und dort erkennt, wie sie Geld sparen könnten. Und mit einem Umweltschützer haben wir uns gestritten, warum wir keinen Kaffee mehr aus Pappbechern trinken sollen.



DIE PAPIERTIGERIN

Die Deutschen gehören zu den größten Papierverschwendern der Welt. Dagegen will die Schülerin Emma Woschniok etwas tun und geht zusammen mit dem Freilandlabor Britz nach ganz unten: in die Berliner Grundschulen. Wie läuft das? Ein Erfahrungsbericht.

Manchmal glaube ich, dass ich mich an den Tag noch genau erinnern kann. Aber wenn ich es versuche, verschwimmen die Bilder dann doch. Ist einfach zu lange her. Was aber noch da ist, ist das Gefühl, dass es so nicht weitergehen kann und dass ich etwas tun kann.

Ich war damals fünf Jahre – oder schon sechs? –, jedenfalls war ich noch in der ersten Klasse und eines Tages kam eine Frau zu uns in die Schule und erzählte uns etwas über Papier. Wo es herkommt. Wie viel wir davon verbrauchen. Wo wir es verschwenden. Welche Folgen das hat. Wie wir Papier sparen können. Und wie man aus altem Papier neues macht. Am Ende haben wir alle in einem Brei aus Altpapierfasern herumgemanscht und waren ganz stolz, als unser selbst gemachtes Recyclingpapier endlich trocken war.

Zehn Jahre später bin ich nicht mehr die kleine Erstklässlerin, sondern diejenige, die mit Erstklässlern zu tun hat. Denn als es neulich darum ging, ein Praktikum zu machen, habe ich nicht lange überlegt, bin zum Freilandlabor Britz und habe gefragt, ob ich was für die machen kann. Das Freilandlabor Britz ist so was wie eine Umweltschule, die es, glaube ich, schon seit Ende der 1980er-Jahre gibt. Dort arbeitet auch Inga Böttner – also die Frau, die damals bei uns in der 1c stand und über Recyclingpapier geredet hat. Sie organisiert Workshops und Ausstellungen für Schüler, Eltern, Lehrer. Und koordiniert auch die Schulstunden zum Thema Papier und Wald, eine Aktion des Berliner Netzwerks Papierwende.

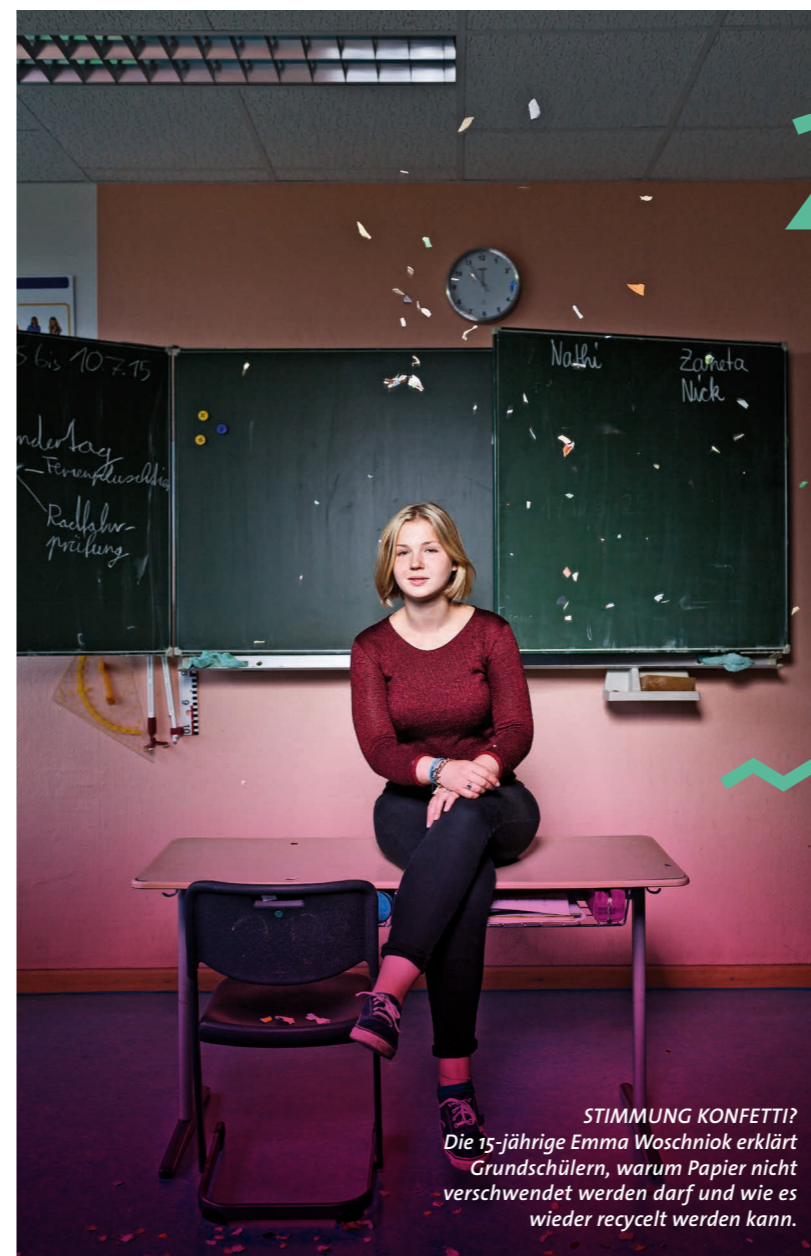
Natürlich steht da niemand von uns vor der Tafel und bläut den Kindern im Frontalunterricht Papierrecycling mit erhobenem Zeigefinger ein. Das läuft anders: Zum Beispiel wird ein Haufen Altpapier im Klassenraum ausgeschüttet und dann sucht jeder etwas aus und sagt, ob wir das wirklich brauchen. Nach dem Motto: Toilettenpapier, ja. Pappteller, nein. Was alle Kinder großartig finden, ist, Recyclingpapier selber zu machen. Fand ich damals ja auch.

Ich arbeite gern mit Kindern. Ich mag Kinder. Und es macht mir Spaß, sie für eine gute Sache zu begeistern. Ich habe festgestellt, dass das vor allem bei den Erst- bis Fünftklässlern gut klappt. Die rennen nach der Schule nachhause und verlangen von Mama und Papa, dass sie nur noch Recyclingpapier kaufen.

Auf Papier verzichten können wir nicht. Aber wir können sparsamer damit umgehen. Im Alltag. Wenn ich einkaufen gehe, nehme ich einen Beutel mit und hole an der Kasse nicht jedes Mal eine neue Tüte. Ich verwende Recyclingpapier – bei Schulheften, Briefumschlägen oder Druckerpapier. Wenn ich Blätter beschreibe oder bedrucke, dann immer beidseitig. Ich glaube, dass solche Kleinigkeiten eine große Wirkung haben, wenn viele mitmachen. Und dafür wird es Zeit. Denn bei der Weltmeisterschaft der Papierverschwender sind wir traurigerweise seit Jahren unter den Top Ten. Theoretisch bräuchte jeder von uns nicht mehr als 40 Kilo pro Jahr.

Tatsächlich sind es mehr als 200 Kilo. Hätten die Chinesen den gleichen Pro-Kopf-Verbrauch wie wir, dann müsste die komplette globale Papierproduktion nach China gehen. Das Problem ist, dass wir die Folgen von unserer Art zu leben nicht mehr mitbekommen werden. Das werden erst unsere Kinder. Oder Enkelkinder.

QUELLE Wald Forum Ökologie & Papier (FÖP): „Papier – Wald und Klima schützen“, November 2012
QUELLE Zahlen Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft: „Zahlen und Fakten zum Wald in Deutschland“



STIMMUNG KONFETTI?
Die 15-jährige Emma Woschniok erklärt Grundschulern, warum Papier nicht verschwendet werden darf und wie es wieder recycelt werden kann.

248

Kilogramm Papier pro Jahr verbraucht statistisch gesehen jeder Deutsche.

Das ist fast

4,5

Mal so viel wie der weltweite Durchschnitt von etwa

57

Kilogramm.

Die häufigsten Baumarten im deutschen Wald (in Prozent der Waldfläche)

KIEFER 22 %

FICHTE 25 %

EICHE 10 %

BUCHE 15 %

Auch auf die Gefahr hin, dass so was aus dem Mund einer 15-Jährigen jetzt vielleicht ein bisschen zu sehr nach pubertärem Pathos klingt: Von dem, was Inga Böttner damals in mir ausgelöst hat, will ich etwas weitergeben. Die Unterrichtseinheit zum Thema Papier dauert nur zwei, drei oder vier Schulstunden. An den Tag und alle Details wird sich später niemand mehr genau erinnern können. Die Wirkung aber, die bleibt vielleicht.

BECHER ROW SKI

Thomas Fischer von der Deutschen Umwelthilfe mag Kaffee. Allerdings in Tassen und nicht in Wegwerfbechern. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, gegen die wachsende Flut der Pappbecher anzutreten. Das sind immerhin 450.000 pro Tag – allein in Berlin. Wir treffen ihn in einem Café, natürlich zum Kaffee.

Das würde man schon gerne wissen: Wie Thomas Fischer reagiert, wenn man ihm zum Gespräch über seinen Kampf gegen die Berliner Coffee-to-go-Marotte einen Pappbecher Kaffee mitbringt – und dann auch noch so tut, als wäre das nicht als Provokation, sondern nett gemeint. Aber so was kann man nicht machen, oder?

Was sich ein Porzellanverfechter wie Fischer dagegen gefallen lassen muss, ist eine dreiste Frage zum Einstieg. Und die liegt ja auch auf der Hand bei einem, der: Erstens ständig durch die Republik reist, um die Umwelt zu retten (Termine, Termine, Termine). Zweitens ein Kaffeejunkie sein muss (schließlich hat er kleine Kinder und braucht nach den kurzen Nächten tagsüber sicher Koffein als Wachhalter). Und der – wegen erstens und zweitens – drittens bestimmt einer ist, der auch mal unterwegs ein Kaffchen schlürft. Also nochmal tief Luft holen. Los geht's:

Herr Fischer, haben Sie eigentlich noch alle Tassen im Schrank?
Sie meinen, weil ich unterwegs niemals Kaffee aus einem Pappbecher trinke, ist bei mir zuhause langsam das Porzellan alle? Keine Sorge. Ich habe einen schönen Edelstahlbecher mit Schraubverschluss, damit der Kaffee schön heiß bleibt und auch nicht ausläuft.

Oje. Hat der trotz der zweideutigen Frage eine Sekunde überlegt, ob ich ihm die vielleicht stelle, weil ich die Abschaffung von Coffee-to-go-Bechern für völlig übertrieben halte? Hat er nicht. Na, dann anders formuliert:

Sie wollen Berlinern und Hauptstadt-Touristen verbieten, unterwegs Kaffee zu trinken. Ist das wirklich Ihr Ernst?

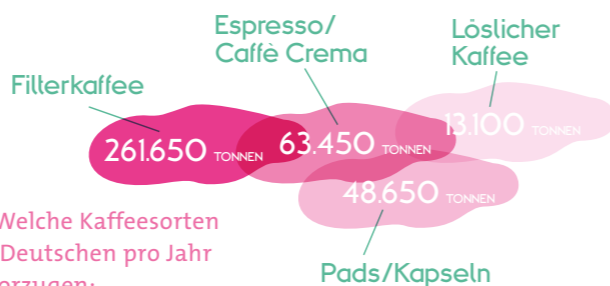
Nein. Wer sind wir, dass wir irgendjemandem irgendwas verbieten? Wir wollen vor allem auf das Pappbecher-Problem aufmerksam machen und zeigen, dass wir uns von der Aus-trinken-wegschmeißen-fertig-Mentalität verabschieden müssen. Dazu gehören Verbrauchertipps, wie man seinen Kaffee unterwegs genießen kann – ohne Abfälle zu erzeugen.

Wie groß ist denn das „Pappbecher-Problem“?

Schauen Sie: Wenn auf dieser Welt alle so leben würden wie wir in Deutschland, dann bräuchten wir zwei Erden. Deutschland müllt sich zu. In kaum einem anderen Land in Europa werfen die Menschen so viel weg wie hier zu Lande. Jeder von uns produziert mehr als 600 Kilogramm Abfall im Jahr – wenn man die Gewerbe- und Industrieabfälle dazurechnet. Der Coffee-to-go-Becher ist ein Beispiel, wie verschwenderisch wir mit Ressourcen umgehen.

Zahlen, bitte!

Wir haben in diesem Jahr eine Umfrage gemacht. Die Ergebnisse waren erschreckend: Allein in Berlin werden pro Jahr insgesamt 166 Millionen Becher weggeschmissen. Das sind umgerechnet mehr als 450.000 Stück am Tag – würde man die alle nebeneinanderstellen, ergäbe das eine Strecke vom Alexanderplatz bis nach Potsdam.



Welche Kaffeesorten die Deutschen pro Jahr bevorzugen:

Alles Becher, die recycelt werden können.

Der größte Teil der Becher wird verbrannt. Denn in der Realität landen fast alle Becher in Straßenmülleimern und damit im Restmüll. Oft werden sie auch einfach auf die Straße geschmissen oder sonst wo in die Landschaft. Vermüllung ist in Berlin ein massives Problem.

Okay, kapiert. Aber den Bechertrend zu verfluchen, ist so originell, wie über einen Stau zu schimpfen, in dem man steckt. Wir trinken nun mal unterwegs, nebenbei. Deshalb hat es der Coffee to go ja auch so geschmeidig in unsere Kultur geschafft. Denkt Fischer auch über so was nach? Mal sehen.

Wie erklären Sie sich den Trend zum Mitnehm-Kaffee?

Das Gefühl der permanenten Beschleunigung hat die Menschen auch zu früheren Zeiten schon gequält. Ich glaube allerdings, dass wir nicht zu wenig Zeit haben, sondern zu viel zu tun. Sobald wir auf unserer To-do-Liste eine Aufgabe abgehakt haben, kommen unten fünf neue hinzu. Wir sind eine gehetzte Gesellschaft auf der Flucht vor der Welle, die jeden Moment über uns zusammenschlägt. Die Folge ist, dass wir permanent nach Möglichkeiten suchen, Zeit zu sparen. Unser Zeitfenster ist so eng, dass wir uns nicht mal mehr hinsetzen für ein paar Schlückchen. Wir suchen Entspannung in Hektik. Wir wollen Genuss und befriedigen ihn im Vorüberhasten.

Insofern ist der Kaffee aus der Schnabeltasse das perfekte Accessoire zu dem, was wir unter Leben verstehen?

Jede Gesellschaft hat die Kultur, die sie verdient. Es ist schade, dass viele bei Kaffeetrinken heute nur noch an Aufwachen, Auftanken, Aufputzen denken. Aber ich werde hier kein Plädoyer für die koffeinhaltige Entschleunigung halten. Oder darüber sinnie-

ren, ob uns die Kunst des Genießens abhandengekommen ist. Auch bei mir ist Kaffeetrinken nicht immer nur Genuss, sondern manchmal Mittel zum Zweck. Aber eben nicht aus einem Pappbecher mit Plastikdeckel.

Also gut. Scheint, als ob Fischer doch kein verbotrter Protestkaffeetassentrinker ist. Bleibt die Frage nach den Alternativen.

Wie kommt der Kaffeetrinker ökologisch korrekt durch den Tag?

Eine Variante, die den Müllberg verringert und gleichzeitig Holz, Wasser und Energie spart, die für die immer währende Neuproduktion der Becher gebraucht werden, ist der Coffee-to-go-Mehrwegbecher. Der lässt sich wieder und wieder befüllen.

Danke für das Gespräch, Herr Fischer. Gehen wir hier um die Ecke noch eine Tasse Kaffee zusammen trinken?

Tut mir leid. Andermal. Keine Zeit. Muss zum nächsten Termin. Der Kampf gegen den Kaffeebecher hat schließlich gerade erst angefangen.

34

Prozent aller Berliner holen sich ihren Kaffee im Wegwerfbecher. Laut einer aktuellen Studie tun sie das durchschnittlich dreimal pro Woche.

QUELLE links Deutscher Kaffeeverband
QUELLE rechts TNS Emnid: „Take-away-Essen und Coffee to go – Ergebnisbericht“, Juni 2015



BECHER GEGEN TASSE
Unser Autor hat sich mit Thomas Fischer (rechts) von der Deutschen Umwelthilfe getroffen und den erklärten Gegner von Wegwerfbechern zum Duell herausgefordert. Der Verein hat bereits Erfahrung im Kampf gegen Plastik, als er sich zum Beispiel bei der Kampagne „Einweg-Plastik kommt nicht in die Tüte!“ engagiert hat, die ebenfalls vom Förderfonds Trennstadt Berlin unterstützt wurde.

SUPERMARKT TYP

Yüksel Aslan hat nicht nur ein Problem, sondern tausende: Plastiktüten. An den Kassen der türkischen Supermärkte in Berlin werden sie massenhaft an Kunden herausgegeben, um die Einkäufe einzupacken. Wie kann man das stoppen?

Yüksel Aslan, Ende vierzig, ist Schatzmeister der Türkischen Gemeinde Berlins – und einer der wichtigsten Vertreter der allmählich erwachenden türkischsprachigen Ökobe-
wegung in der Hauptstadt. Seit mehr als einem Jahr treibt er mit vielen ehrenamtlichen Helfern die Initiative „Plastik Poşete Hayır!“ („Nein zu Plastiktüten!“) voran. Sie wollen den Plastiktütenwahn in den türkischen Supermärkten stoppen. Mal zieht er mit seinen Mitstreitern auf Wochenmärkten gegen die Kunststofftüte zu Felde, mal wirbt er in Moscheen für Stoffbeutel, Tragenetze oder rollende Einkaufstaschen. Ausnahmsweise ist es dann nicht der Imam, der spricht, sondern Yüksel Aslan, der eine Art Predigt in türkischer Sprache hält, bei der man hin und wieder sperrige deutsche Wörter wie „Mülltrennung“ oder „Nachhaltigkeit“ hört. Vor allem aber geht Aslan in die türkischen Supermärkte – Ada Market zum Beispiel, Bereket Market, Bolu, Eurogida, Istanbul Market oder Öz-Gida. „Dort gibt's Tüten an der Kasse gratis. Die meisten Kunden nehmen deshalb nicht nur eine oder zwei, sondern gleich vier, fünf, sechs. Das müssen wir ändern.“

Die türkischen Einkäufer zu überzeugen, keine Plastiktüten mitzunehmen, ist nicht einfach. „Wenn eine deutsche Kleinfamilie Hackfleisch kauft, nimmt sie sich eine 250-Gramm-Schale aus der Kühltruhe – bestenfalls zwei“, sagt Aslan. „Wenn ich für meine Familie Hackfleisch kaufe, hole ich vier, fünf Kilogramm. Weil es diese Menge an der Fleischtheke in meinem türkischen Supermarkt natürlich nicht fertig verpackt gibt, reicht mir der Metzger das Ganze in einer Plastiktüte rüber. Was wir aber abschaffen können, sind die Unmengen an Einwegplastiktüten, die man an der Kasse aufge-
drängt bekommt.“

Sein größter Gegner im Kampf gegen die Tüte ist aber die Macht der Gewohnheit. „Als wir mit den Kunden in den Märkten gesprochen haben und ihnen anstelle der Tüten

Damit hat Yüksel Aslan wirklich nicht gerechnet. Mehr als eine Stunde hat er nun versucht, den Chef eines großen türkischen Supermarkts zu überzeugen, dass er an seinen Kassen keine kostenlosen Tüten mehr herausgibt. Hat von Umweltproblemen erzählt. Sogar mit den Öko-Prinzipien des Koran argumentiert. Und was fragt ihn der Filialleiter am Ende? Ob er in Wirklichkeit für einen Stoffbeutelhersteller arbeitet. Oder heimlich von Kaiser's oder Edeka bezahlt wird und der vermeintlich gut gemeinte Tütenboykott in Wahrheit Kunden verprellen soll, damit die aus Trotz bei der deutschen Konkurrenz einkaufen gehen. „Ich hatte mich ja auf alles Mögliche vorbereitet“, sagt Aslan, „aber dass ich für einen Vertreter von Beutelproduzenten oder einen Marketing-Trickser deutscher Lebensmittelketten gehalten werde, das hat mich ziemlich überrascht.“

WIR MÜSSEN DIE FILIALLEITER ÜBERZEUGEN, KÜNFTIG MINDESTENS ZEHN CENT FÜR EINE PLASTIKTÜTE ZU NEHMEN.

eine Tragetasche aus Stoff oder ein Einkaufsnetz anboten, haben wir etwas scheinbar Absurdes festgestellt: Viele lehnten dankend ab, weil sie so was schon im Auto liegen hätten“, sagt Aslan. „Wenn Türken in einem türkischen Supermarkt einkaufen, lassen sie sich an der Kasse kostenlose Plastiktüten geben.“ Wenn sie dagegen zu Aldi, Lidl,

Netto oder Penny gehen, nehmen sie sich Taschen mit, weil sie dort ja für eine Tüte bezahlen müssten. „Wir müssen es deshalb schaffen, die Filialleiter zu überzeugen, dass sie künftig 10 oder 15 Cent für eine Plastiktüte nehmen“, so Aslan, und dass das dauern kann, weil natürlich kein Markt der Erste sein will. „Aber wir geben nicht auf.“



BYE-BYE PLASTIKBEUTEL: Yüksel Aslan will die türkische Gemeinde davon überzeugen, ihre Einkäufe im Supermarkt nicht mehr in Plastiktüten nachhause zu tragen. Ein echter Kraftakt.

TRENN SCHÄR FER

Abfälle sind Rohstoffe am falschen Ort. Recycling soll sie an den richtigen Ort bringen. Martin Winter erklärt Menschen, warum die Devise „im Zweifel in den Restmüll“ falsch ist – und wie sie mit korrektem Sortieren Geld sparen.



Wenn es stimmt, dass jede Epoche an ihrem Müll zu erkennen ist, dann kann man Martin Winter getrost einen Archäologen der Gegenwart nennen. Statt in Überbleibseln steinzeitlicher Pfahldörfer zu wühlen oder das Erdreich um mittelalterliche Fundstücke herum Schicht für Schicht abzapfeln, schaut Winter den Menschen von heute in den Mülleimer – und damit ganz nebenbei die allerjüngste Vergangenheit an. Martin Winter, 45, ist Abfallberater.

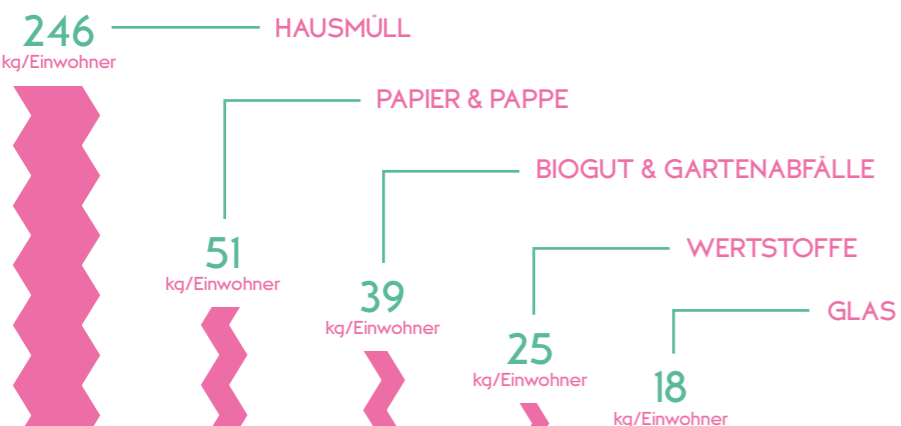
Braun für Bio, Blau für Papier, Gelb oder Orange für Wertstoffe, Grau für den Rest – eine bunte Mülltonnenparade steht in Berlin mittlerweile vor Wohnhäusern und auf Hinterhöfen. Flaschen müssen zum Glascontainer oder zur Glastonne am Haus, ausgedienter sperriger Schrott zum Wertstoffhof, Sperrmüll wird nach Bedarf sogar abgeholt.

Alles perfekt geregelt. Oder?

Martin Winter ist trotzdem unzufrieden. Seit 2012 arbeitet er ehrenamtlich als einer von 30 Energie- und Abfallberatern für den BUND Berlin, den Bund für Umwelt und Naturschutz. Insgesamt 700 Haushalte haben die Berater seit 2010 besucht und 9.000 Menschen am Infostand beraten.

„Berliner Abfallcheck“ heißt das Projekt, das von der Stiftung Naturschutz Berlin aus Mitteln der Trenntstadt Berlin gefördert wird. „Wir Deutschen sortieren unseren Müll zwar so gründlich, dass ausländische Besucher oft den Kopf schütteln über so viel Mühe mit dem eigenen Dreck“, sagt Winter. „Aber noch immer landet zu viel in der grauen Tonne für den vermeintlich unbrauchbaren Rest.“ Mehr als eine halbe Million Tonnen Hausmüll fallen in der Hauptstadt pro Jahr an. Das sei zu viel, findet Winter. „Beim Sortieren geht noch mehr.“

QUELLE Trenntstadt Berlin, 2014



↗ Wie viel wirft der Berliner weg?

Ein- bis zweimal in der Woche ist Winter deshalb zwischen Spandau und Köpenick unterwegs, um Menschen zu erklären, wie sie ihren Müll besser trennen können und warum das nicht nur gut für die Umwelt ist, sondern auch gut für das Portmonee. Denn Müllgebühren sind Kosten, die Vermieter über die Betriebskosten auf die Hausbewohner umlegen. Je weniger Hausmüll anfällt, desto geringer die Nebenkosten. „Durch besseres Sortieren ließe sich die Hälfte des Hausmülls einsparen“, schätzt er.

Winter ist kein Müll-Sheriff. Er ist kein Besserwisser. Auch keiner, der mit erhobenem Zeigefinger auftritt. Er weiß, was es heißt, mit wenig Geld auskommen zu müssen. Er selbst ist Hartz-IV-Empfänger.

BUND

Vor 40 Jahren wurde der Bund für Umwelt- und Naturschutz, kurz BUND, gegründet – von einer Frau und 21 Männern. Er ist heute kein zartes Graswurzelplänzchen mehr, sondern hat mit 350.000 Mitgliedern einen gewaltigen Stamm an Mitgliedern. Bei weit reichenden Eingriffen in den Naturhaushalt muss sein Urteil angehört werden; außerdem darf er als Interessensvertreter der Ökologie gegen Großprojekte klagen.



DINGDONG, HIER IST IHR ABFALLBERATER. Für den BUND klingelt Martin Winter ein- bis zweimal pro Woche bei Berliner Bürgern und erklärt ihnen, wie sie besser ihren Müll trennen.

TRANSFORMER

Der Berliner Künstler Gerhard Bär macht aus Plastikmüll Plastiken. Er will damit den Blick auf unsere Abfälle verändern – und unseren Blick auf die Welt. Denn das sei der Anfang jeder Veränderung.

Manche hat er nach Jahren sortiert. Andere nach Farben. Wieder andere nach ähnlichen Designs oder Marken. Anhand der Tüten von Karstadt, Kaufhof, Kaufring, Hertie, Horten und Wertheim ließe sich die Geschichte vom langsamen Niedergang der Kaufhäuser erzählen. Anhand derselben Marken auf Tüten, egal von wo sie stammen, ließe sich erklären, wie unerträglich uniform und verwechselbar die Innenstädte durch die großen Textilketten wie H&M, Mango oder Zara geworden sind. Aber Bär ist kein Erzähler, kein Erklärer. Er ist Künstler und Designer. Die Tüten sind sein Rohstoff. Er verarbeitet sie zu Collagen, Skulpturen, Lichtelementen oder Möbeln. Stühle beispielsweise, die aussehen, als habe jemand ein Tuch über sie geworfen, das dann erstarrt ist.

„Mein Prinzip ist das gleiche wie beim Recycling“, sagt Bär. „Ich nehme Plastikmüll und mache daraus etwas Neues. Allerdings koche ich aus den bunten Kunststoffabfällen nicht wie bei der herkömmlichen Methode einen graubraunen Einheitsbrei, aus dem dann Blumenkübel oder Abflussrohre werden. Sondern schaffe Dinge, die am Ende immer auch einen neuen Blick auf den Abfall provozieren, der uns umgibt.“

Und davon gibt es jede Menge. Wie wohl kein anderes Utensil steht dabei die Plastiktüte für unsere Wegwerfgesellschaft. Allein in Berlin gehen pro Stunde 30.000 über die Ladentheken. Gekauft, meist nur einmal benutzt, weggeschmissen.

Vergangenen Herbst stellten sich deshalb bei der Aktion „Berlin tüt was!“ mehr als 3.000 Menschen auf das Tempelhofer

Feld und hielten eine neun Kilometer lange Kette hoch, die aus dem hauptstädtischen Stundenverbrauch an Tragetaschen zusammengeknotet worden war. Die von Stiftung Naturschutz Berlin, Deutscher Umwelthilfe, Trenntstadt Berlin und Berliner Stadtreinigung organisierte Tütenschlange schaffte es erst als längste Plastiktütenkette der Welt ins Guinness-Buch der Rekorde, dann in Gerhard Bärs Atelier: Bär schmolz die ganzen Beutel ein und formte zwei Skulpturen daraus. Zwei Plastiken gegen den Plastiktütenwahn.

Es ist vielleicht nicht die Blaue Mauritius, kein lose gestempelter Schwarzer Einser oder ein postfrischer Satz Olympia-Marken der DDR von 1984, die Gerhard Bär da akribisch in seinen Schränken hortet. Statt sich eine raritätenreiche Briefmarkensammlung aufzubauen, hat der Künstler eine prächtige Kollektion an Plastiktüten: Wo immer der 56-Jährige auf der Welt auch gewesen ist, er brachte sich Kunststoffbeutel von dort mit. Große, kleine, bunte, einfarbige, unbenutzte und welche, die dreckig sind, löchrig, zerknüllt. Über die Jahre ist so ein eindrucksvolles Repertoire mit mehreren hunderttausend Stück entstanden, die der Wahlberliner mit der gleichen Mischung aus Leidenschaft und Akribie ergänzt, wie Philatelisten sich ein wertvolles Postwertzeichen nach dem anderen ins Album stecken: Eine gelb-rote Tragetasche aus Moskau zum Beispiel, auf der in kyrillischer Schriftzug der Nestlé-Marke Maggi steht. Ein halb transparenter Beutel mit den zwei Engelsköpfen des italienischen Modetags Fiorucci aus dem Mailand der 1980er-Jahre. Oder ein einfaches, dünnes grasgrünes Sackerl von einem Gemüsehändler in Nepal.

Wer verstehen will, wofür jemand wie Gerhard Bär Plastiktüten sammelt, der muss raus aus Berlin fahren, Richtung Osten, wo die Straßen immer häufiger das Wort „Chaussee“ im Namen tragen. In Strausberg, auf einem Areal, das zu DDR-Zeiten die Hauptfernmeldestelle der Deutschen Post war, hat Bär sein Atelier im ehemaligen Heizhaus. Gestapelt in Obststiegen aus Pappe lagert dort seine gigantische Tüten-Vorratsspeicherung.

AUCH WENN MICH EINIGE ALS TRÄUMER ABTUN, WAS MICH MOTIVIERT, IST DAS GEFÜHL, ETWAS ANDERS ZU MACHEN.

Wenn man Gerhard Bär fragt, wie das alles angefangen hat, erinnert er sich an den Anfang der 1990er-Jahre. Damals wurde zwischen Rügen und Zugspitze gerade das Duale System eingeführt. Deutschland wurde zum Land des Grünen Punkts und des Gelben Sacks. „Während sich die Republik mit dem Rausstellen der Säcke nicht nur ihrer Reste, sondern auch des Nachdenkens darüber entledigte, wollten wir wissen, was sich aus dem Material machen lässt – und damit den Müll wieder in die Gesellschaft zurückholen“, sagt er.

Wenn Bär „wir“ sagt, meint er Beata Bär und Hartmut Knell, mit denen er in Bad Wimpfen als Künstlergruppe Bär & Knell an der Wiedergeburt von Plastikmüll als Möbelstück werkelt. Und weil sich niemand dafür interessierte, fuhren die drei Designer mit Stühlen aus recyceltem Kunststoff im Gepäck nach Mailand zur internationalen Möbelmesse. In Mailand lief es so gut, dass von da an große Designsammlungen die Objekte aus Müll kauften – das Vitra Design Museum in Weil am Rhein etwa, das Londoner Victoria & Albert oder das Amsterdamer Stedelijk.

Doch es ist nicht allein das Geld, das Gerhard Bär antreibt, der Erfolg, die Anerkennung oder dass seine Objekte in renommierten Museen zu sehen sind. „Auch wenn mich einige dafür als Träumer abtun“, sagt Bär: „Was mich motiviert, ist dieses Gefühl, dass ich auf dieser Welt etwas anders machen kann.“

Egal, ob in Berlin-Neukölln oder Hamburg-Wilhelmsburg, in Mexiko, Syrien, Montenegro, Albanien, Rumänien oder bald in Nordkorea: Bär hat mit seinem Projekt „Social Plastics“ an vielen Orten auf dieser Welt kleine Werkstätten aufgebaut, in denen Menschen aus scheinbar wertlosem Plastikabfall etwas Wertvolles machen. „Idealerweise etwas, das sie selbst gerade brauchen oder aber verkaufen können. In Mexiko-City ist so ein kleiner Betrieb entstanden, der mit Schalen, Hockern oder Papierkörben Umsatz macht und Arbeitsplätze schafft“, sagt Bär. „Es ist aber schwierig zu erklären, dass das Kunstwerk nicht das ist, was am

Ende dabei herauskommt, sondern die Arbeit, die ich mit den Menschen mache“, sagt Bär. „Das Projekt selbst ist Kunst: eine soziale Plastik.“

Arbeit hat Gerhard Bär genug. Wir leben in einer Plastikwelt. Plastik ist, irgendwie, in fast allem. „Das Absurde ist, dass ich meine Arbeit im Grunde nur mache, damit sie irgendwann überflüssig wird.“



SOZIALE PLASTIK

Soziale Plastik ist eine Theorie des Künstlers Joseph Beuys, nach der jeder Mensch durch kreatives Handeln zum Wohl der Gesellschaft beitragen kann. Kunst sei nicht auf materielle Artefakte beschränkt, sondern umfasse alle Bereiche des Lebens, die es zu gestalten gelte.

DER BERLINER KÜNSTLER GERHARD BÄR MACHT AUS PLASTIKMÜLL PLASTIKEN. Er will damit den Blick auf unsere Abfälle verändern – und unseren Blick auf die Welt. Denn das sei der Anfang jeder Veränderung.

MÜLL MY THO LO GIN



Die Theatermacherin Hannah Biedermann hat eine Reise gemacht. Mit Schauspielern hat sie sich für eine Produktion am Grips-Theater tief in die Welt des Mülls begeben: in die eigene Mülltonne, zur Sortieranlage, in die Dreckecken des Kiezes. Aus ihren Erlebnissen hat sie ein Kindertheaterstück geschrieben. Wie erzählt man den Müll, ohne Müll zu erzählen?

Wer denkt, dass sich Hannah Biedermann da einen gut gemeinten Text für Kinder aus dem Kopf getippt hat, und glaubt, dass die Schauspieler ihre Passagen auf der Bühne nur noch hübsch aufsagen müssen, der wird erstaunt sein, welche Selbstversuche die Regisseurin zusammen mit ihren Schauspielern Jens Mondalski, Kilian Ponert, Vanessa Stern und dem Musiker Johannes Birlinger gemacht hat: um zu schauen, wie viel Abfall anfällt. Sie waren einen halben Tag mit Müllmännern der BSR unterwegs, um Tonnen zu kippen. Fuhren raus nach Mahlsdorf zur Sortieranlage von Alba, wo die recycelbaren Reste der Hauptstadt auseinanderklammert werden, oder nach Ruhleben in das Müllheizkraftwerk der BSR, wo aus Abfall Energie gemacht wird. Zogen als Flaschensammler durch die Kieze. Versuchten Hausmüll auf einem Flohmarkt zu verkaufen.

Von ihren Abenteuerreisen haben sie Geschichten für das Stück mitgebracht, in dem sie uns von Menschen erzählen. Zusammenhänge aufdecken. Landschaften beschreiben. Manchmal nur beiläufig, aber manchmal auch laut Fragen stellen wie in der Szene am Grill, gleich zu Beginn des Stücks: Was das überhaupt ist, Müll. Wann eine Sache aufhört, etwas Wertvolles zu sein. Was damit passiert. Und ob es ein richtiges Leben im falschen gibt. Es sind die Antworten auf Fragen wie diese, von denen uns nicht alle gefallen werden.

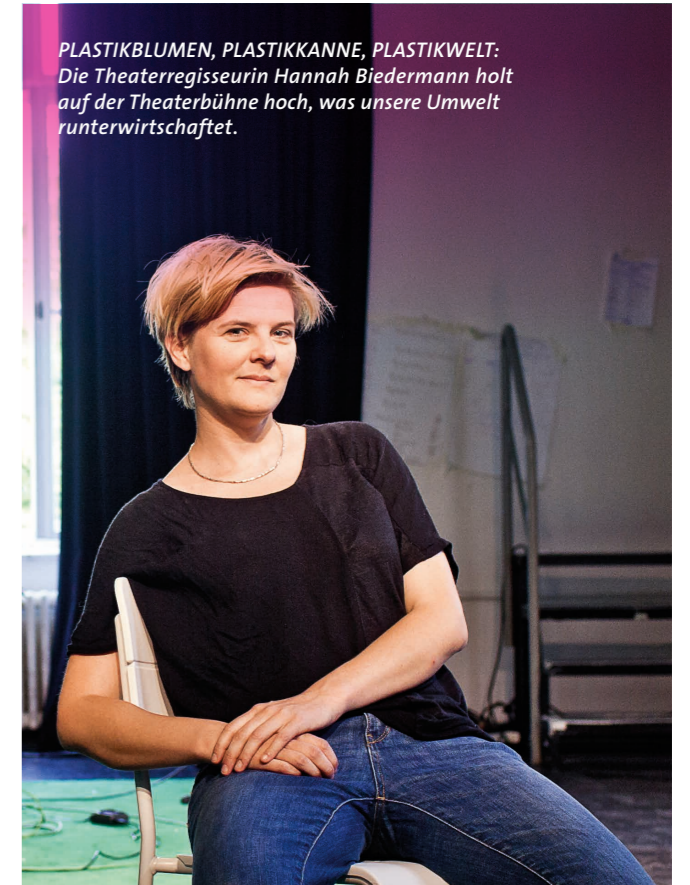
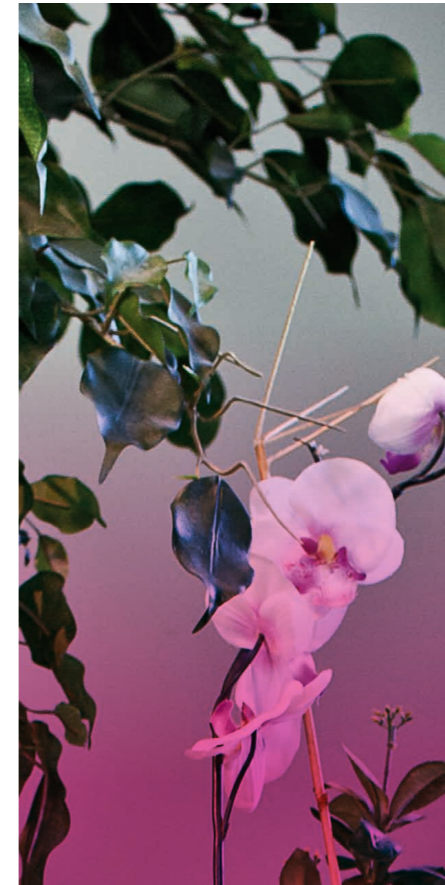
Zum Beispiel die Szene mit dem Grill. Da stehen vier Menschen gleich zu Beginn des Stücks in einem Garten, der sich als Plastikwelt aus dem Baumarkt entpuppt: Das Gras ein Rasenteppich aus Polypropylen für 5,99 Euro pro Quadratmeter. Das kleine Häuschen ein Stahlrohrgestell mit Folie aus Polyethylen für 29,95 Euro. Das anderthalb Meter hohe Bäumchen ein Ficus Benjamini aus Ethylenvinylacetat für 39,99 Euro. Dazu Deko-Enten aus Hartgummi, eine Vogelfigur, die bei Knopfdruck zwitschert – und alle Schauspieler komplett im Polyester-Outfit.

Es ist ein Bild, das sich so oder so ähnlich zusammensetzen ließe aus Fotos, die jemand an einem Sonntag im August von der Idylle auf Berliner Balkonen oder von Datschen in Brandenburg gemacht hat. Eine Szene, die sich die Theatermacherin Hannah Biedermann so ausgedacht hat für ihr neues Stück am Berliner Grips-Theater. „Müll. Ein Making-of“ heißt dieses Stück.

Der Schauspieler und Münsteraner „Tatort“-Kommissar über das Grips-Theater. Prahls war viele Jahre Schauspieler am Berliner Grips-Theater (von 1993 bis 1999). Die Lieblingsstücke, in denen er mitgespielt hat, waren „Herz eines Boxers“ und „Bella, Boss und Bulli“.

„OHNE DAS GRIPS
WÄRE BERLIN NICHT
MEHR ARM, ABER SEXY,
SONDERN NUR
NOCH ARMSELIG.“

Axel Prahls



PLASTIKBLUMEN, PLASTIKKANNE, PLASTIKWELT: Die Theaterregisseurin Hannah Biedermann holt auf der Theaterbühne hoch, was unsere Umwelt runterwirtschaftet.

1966

GRIPS
THEATER

gründete das studentenbewegte Reichskabarett eine Kindersparte. Drei Jahre später wird das Erfolgsstück „Stockerlok und Millipilli“ aufgeführt. Statt Kasperltheater und Märchen zeigt das Grips-Theater Geschichten, die vom Alltag, von Problemen und Sehnsüchten erzählen. Das war den bürgerlichen Kreisen anfangs suspekt: Bis Anfang der 1980er-Jahre waren Grips-Stücke in allen CDU-regierten Bezirken Westberlins verboten.





„ES BRAUCHT EIN

UNBEHAGEN“

Die Wissenschaftlerin Nina Langen hat Graswurzelinitiativen untersucht. Im Interview spricht sie darüber, was die Aktivisten antreibt, welche Fehler sie machen und warum man verzweifelt, wenn man immer nur gegen etwas ist.

INTERVIEW Max Gehry | FOTOS Stephan Pramme

Frau Langen, haben Sie überhaupt noch Lust, über Graswurzelbewegungen zu reden?
Wieso nicht?

Weil man manchmal eines Themas überdrüssig wird, wenn man sich lange damit beschäftigt hat.

Bei mir ist meist genau das Gegenteil der Fall. Je mehr ich über eine Sache weiß, desto mehr neue Fragen stelle ich mir.

Mit einem kleinen Team von der Universität Bonn haben Sie sich ein Jahr lang mit Graswurzelbewegungen beschäftigt. Wie haben Sie Ihren Großeltern erklärt, worum es dabei geht?

Wer über Graswurzelinitiativen redet, kann mit Fachbegriffen wie „kollektive Identitäten“, „nicht institutionalisierte Taktiken“ oder „selbstevidente Motivationen“ um sich werfen. Muss er aber nicht. Denn eigentlich ist die Antwort einfach: Es geht darum, dass sich Menschen zusammenschließen, um etwas zu verändern. Oder um Veränderungen zu verhindern. Oder um Veränderungen rückgängig zu machen. Was uns vor allem interessiert hat: was Menschen antreibt, sich auf diese Art zu engagieren. Also haben wir uns mit zahlreichen Gründern von Graswurzelinitiativen unterhalten.

Was stellte sich als wichtiger heraus: dass es etwas gibt, wogegen man ist, oder dass man weiß, wofür man kämpft?

Unser Fazit: Am Anfang braucht es offensichtlich immer ein Unbehagen, eine Unzufriedenheit, einen Konflikt, der einen aufweckt. Am besten ist es dann aber, wenn Sie wissen, was Sie nicht wollen, aber auch eine Vorstellung haben, wie es anders gehen soll. Wenn Sie immer nur auf Demos gehen, die irgendwas mit Anti... machen, Hauptsache, dagegen – dann können Sie verzweifeln. Viele fühlen sich dagegen besser, wenn sie versuchen, die Welt zu verbessern.

Gibt es so etwas wie einen typischen Graswurzelaktivisten?

Sie meinen ein Profil wie: männlicher Großstädter, Mitte dreißig, linksalternatives Milieu, klare moralische Überzeugungen? Nein, das gibt es nicht. Was sich aber sagen lässt, ist, dass es Menschen sind, die sich nicht damit zufriedengeben, dass die Welt so ist, wie sie ist, sondern die aus dem, was sie vorfinden, etwas Besseres machen wollen. Sie sehen sich als Wirklichkeitsgestalter.

Wer gestalten will, braucht Macht. Welche Rolle spielt das?

Es geht den meisten nicht um Macht. Jedenfalls nicht um die Macht, zu regieren oder anderen vorzuschreiben, was sie tun sollen. Es geht eher darum, sich einzumischen, Angebote zu machen für alternative Lebensstile und damit auch dieses Gefühl von Ohnmacht loszuwerden, das heutzutage so viele Menschen empfinden. Jede Graswurzelbewegung ist ein Weg aus dieser Ohnmacht.

Aber kann man die Welt verändern, ohne die Macht zu erobern?

Der Weg an die Macht kann einen verändern. Mancher, der auf dem Gipfel ankommt, ist genau so geworden wie die Mächtigen, die er bekämpfen wollte, als er losgegangen ist. Ich denke, dass das Ziel deshalb eher Aufmerksamkeit sein sollte. Aufmerksamkeit, die wir selbst aufbringen und die uns von anderen entgegengebracht wird. Sie ist eine Art neue Währung geworden. Wer genug besitzt, hat Einfluss. Wer Dinge verändern will, muss also nicht die Ochsentour in einer Partei machen. Er muss sich Aufmerksamkeit erarbeiten, auch wenn das einstweilen nur punktuell sein mag und wenig machtvoll erscheint.

Wenn es ein Verzeichnis aller deutschen Graswurzelbewegungen gäbe, welche Themen kämen am häufigsten vor?

Es gibt ganz klar Modethemen. Schon seit einer Weile ist das alles, was mit Ernährung oder unserer Wegwerfgesellschaft zu tun hat.

Warum gehen so viele Graswurzelbewegungen wieder ein?

Tatsächlich halten einige nicht länger als drei, vier Jahre durch. Warum? Manche sind stark abhängig von einer charismatischen Führungsperson. Wenn derjenige abspringt, machen die Verbleibenden selten lange alleine weiter. Andere haben eine Art kollektive Führung. Fängt da plötzlich jemand an, sich über die anderen zu stellen, ist auch da das Scheitern so gut wie sicher. Andere Gruppen wiederum schaffen keine lebendige Community, die ausstrahlt. Oder die Mitglieder haben keine Zeit mehr. Kommen in eine Lebensphase, in der sie auf einmal ein anderes Thema drängender interessiert als das, mit dem sie mit ihrer Initiative angetreten sind. Oder sie verlieren ihren Antrieb, weil Erfolgserlebnisse ausbleiben und sich langsam das Gefühl einstellt, doch nichts verändern zu können. Und auch wenn es banal klingt: Viele merken einfach irgendwann, dass sie für ihr Engagement mehr Geld bräuchten.

Das klingt, als ginge es Graswurzelaktivisten nicht nur darum, dass es andern besser geht, sondern vor allem um sich selbst?

Natürlich können die Ziele rein altruistisch sein. Müssen sie aber nicht. Vielen geht es auch darum, mehr im Einklang mit den eigenen Werten und Bedürfnissen zu leben. Oft zeigt sich dann schnell, dass sich die eigenen Wünsche mit denen anderer Menschen decken.

Und das macht die Graswurzelbewegung stärker?

Korrekt. Wenn auch nicht unbedingt zahlenmäßig. Dazu müssten die Gleichgesinnten sich ja ebenfalls engagieren. Aber wer spürt, dass die eigenen Ziele auch die Ziele vieler anderer sind, der ist stärker motiviert. Was bei allen Initiativen, die wir uns angeschaut haben, schnell deutlich wurde, ist: Anerkennung ist extrem wichtig. Außerdem Freiraum, um sich engagieren zu können. Wer das verstanden hat, der kann sinnvolle Initiativen zielgerichtet fördern.

Wie wird eine Initiative erfolgreich?

Damit Graswurzelbewegungen tatsächlich für einen Wandel sorgen, müssen, verkürzt gesagt, drei Dinge passieren: Motivierte Individuen müssen sich engagieren, eine funktionierende Gruppe bilden und es so schaffen, gesellschaftliche Strukturen zu ändern.

Wo hat das nicht funktioniert?

Es gibt in Deutschland so genannte Carrotmobs. Die Idee stammt aus den USA. Mob steht für Massenversammlung. Die Karotte im Namen kommt von der englischen Redensart „carrots and sticks“ – was auf Deutsch so viel heißt wie „Zuckerbrot und Peitsche“. Dazu müssen Sie sich einen Esel vorstellen, dem jemand mit einer Angel eine Möhre vor die Nase hält und ihn so dazu bringt, dass er in eine gewünschte Richtung tragt. Ein Carrotmob läuft so: Die Organisatoren bringen möglichst viele Leute dazu, in einem Laden zu kaufen, und der Inhaber verpflichtet sich, mit einem Teil des Tagesumsatzes sein Geschäft umweltfreundlicher umzubauen.

Kollektiver Kaufrausch für den Klimaschutz?

Sozusagen. Jedenfalls das Gegenteil eines Boykotts. Die Carrotmobber sagen nicht: Ich bestrafe dich, weil du etwas tust, das ich nicht gut finde. Sie sagen vielmehr: Ich hätte gerne, dass du klimafreundlicher wirst, und belohne dich dafür – und zwar über meinen Geldbeutel. Das Problem ist, dass man mit dieser Aktionsform Geschäftsleute begeistert, die sich ohnehin schon für Nachhaltigkeit interessieren. Und dass die Carrotmobs fast immer in kleinen Läden stattfinden. So bewirken die Aktionen zwar im Kleinen etwas, aber in der Fläche nichts. Das führt dazu, dass die lokale Bewegung nach einer Hand voll Carrotmobs meistens einschläft.

Aber warum sprechen die Organisatoren nicht einfach eine große Supermarktkette an und verpflichten diese, nach einem Carrotmob keine Plastiktüten mehr zu verkaufen. Oder bringen zigtausend Leute dazu, bei einer bestimmten Textilkette einzukaufen, die im Gegenzug mehr Klamotten aus ökologisch und fair produzierter Baumwolle ins Sortiment nimmt?

Weil es dafür mehr Einfluss bräuchte. Ein bundesweites Netzwerk zum Beispiel. Doch das aufzubauen, haben die Carrotmobber bisher nicht geschafft.

Haben Sie ein Beispiel für eine erfolgreiche Initiative?

Schauen wir dafür das Problem der Lebensmittelverschwendung an. Um das Thema gibt es einen regelrechten Hype, seit der Regisseur Valentin Thurn 2011 den Dokumentarfilm „Taste the Waste“ gemacht hat, später mit seinem Film „Die Essensretter“ und einigen Büchern nachlegte und dann auch noch die Tauschplattform Food-sharing ins Leben rief.

Wer Lebensmittel übrig hat, kann sie dort an Menschen weitergeben, die sie brauchen können.

Fast alle Zeitungen, Radiostationen und Fernsehsender in Deutschland haben darüber berichtet. Damit rückte das Thema immer stärker in den Vordergrund und schaffte es schließlich auch auf die politische Agenda. Plötzlich gab es Debatten um das Mindesthaltbarkeitsdatum. Es folgten reihenweise öffentliche Veranstaltungen. Umweltorganisationen schalteten sich ein. Die Gastronomie sprang auf das Thema auf. Das Bundeslandwirtschaftsministerium startete Kampagnen. Inzwischen befassen sich in ganz Europa Gruppen mit dem Problem Lebensmittelverschwendung. Aus Valentin Thurns Initiative ist eine Art Graswurzel-Internationale geworden.

Soll heißen, ein Projekt wird entweder ganz groß – oder es funktioniert nicht?

Muss man es in den Mainstream schaffen, wenn man wirklich etwas verändern will? Hm. Gegenfrage: Ist eine Initiative nur dann erfolgreich gewesen, wenn sie eine gesellschaftliche Veränderung angestoßen hat? Hat sie nicht auch etwas erreicht, wenn sie am Ende lediglich bei denen, die mitgearbeitet haben, etwas bewirkt hat?

Was unterscheidet Graswurzelinitiativen heutzutage von denen der 1980er-Jahre?

Vielleicht sind sie ideologiefreier als damals. Vielleicht gibt es weniger Heilslehren und romantische Weltformeln, bei denen es darum geht, das einzig Richtige zu tun. Aber das müsste man erst wissenschaftlich untersuchen. Der größte Unterschied ist wohl, dass die Arbeit nicht mehr nur auf den Straßen stattfindet, sondern auch mittels digitaler Technologien. So viele Menschen und verschiedene Anliegen es auch gibt, sie alle haben ein gemeinsames Werkzeug: das Internet. So kommt es, dass manche Bewegungen auf zwei Ebenen gleichzeitig arbeiten können: lokal und weltweit.

Mag sein, dass neue Medien die Arbeit von Graswurzelaktivisten erleichtern und beschleunigen können. Aber ist es nicht so, dass sich der Effekt in global vernetztem Mediengebrauch, Dauerkommunikation und Informationsüberflutung ebenso rasch wieder verläuft?

Sicher. Medien können die soziale Basis einer Bewegung nicht ersetzen. Ohne die Menschen auf den Straßen finden Revolutionen auch im 21. Jahrhundert nicht statt.

ES GEHT DARUM,
DASS SICH MENSCHEN
ZUSAMMENSCHLIESSEN,
UM ETWAS ZU VERÄNDERN.



Dr. Nina Langen arbeitet als Wissenschaftlerin am Institut für Lebensmittel- und Ressourcenökonomik der Universität Bonn.

„Die Wissenschaft muss näher an die konkrete gesellschaftliche Realität heranrücken“, sagt die 36-Jährige. Diese Einstellung zeigt sich an ihren Themen: Weil Shoppen zum Selbstzweck geworden zu sein scheint, untersucht sie etwa, welchen Einfluss unsere Überzeugungen, Werte, Ideale oder Routinen darauf haben, was wir kaufen. Und da Essen in Massen im Müll landet, geht sie dem Problem der Lebensmittelverschwendung in Haushalten, in Supermärkten und auf Bauernhöfen auf den Grund.



TEXT Max Gehry | FOTOS Stephan Pramme

DIE ROUTENPLANERIN

Milch, Saft oder Eistee – wie Britta Falke dafür sorgt, dass leere Getränkekartons immer schön im Kreislauf bleiben.

Jeder Stecknadelkopf ist eine Zwischenstation. An manchen Stellen auf der Landkarte sitzen die Nadeln so dicht, dass kaum eine Hand zwischen sie passt, anderswo dagegen stecken sie unterarmlang entfernt. Es sind fast 70 Nadeln, die Köpfe haben zwei Farben: Schwarz für die Sortieranlagen zwischen Rügen und Zugspitze, in denen Abfall auseinanderklamüsert wird. Und Grasgrün für die Papierfabriken, die aus den leeren Getränkekartons etwas Neues machen. Der Abstand zwischen Schwarz und Grün ist ein Stück Weg im Rohstoffkreislauf.

In einem Büro der Firma ReCarton in Berlin-Mitte sitzt Britta Falke. Hier hängt die fast drei Quadratmeter große Deutschlandkarte mit den Stecknadelköpfen. Die 44-Jährige braucht die Karte, denn sie braucht den Überblick, wenn sie von hier tagtäglich managt, dass die leeren Verpackungen von den Sortieranlagen zu den Papierfabriken kommen – zum richtigen Zeitpunkt, in der benötigten Menge und in guter Qualität. Nur wenn alles reibungslos läuft, können aus dem Papier von alten Milchkartons neue Pizzaschachteln oder Wellpappe entstehen.

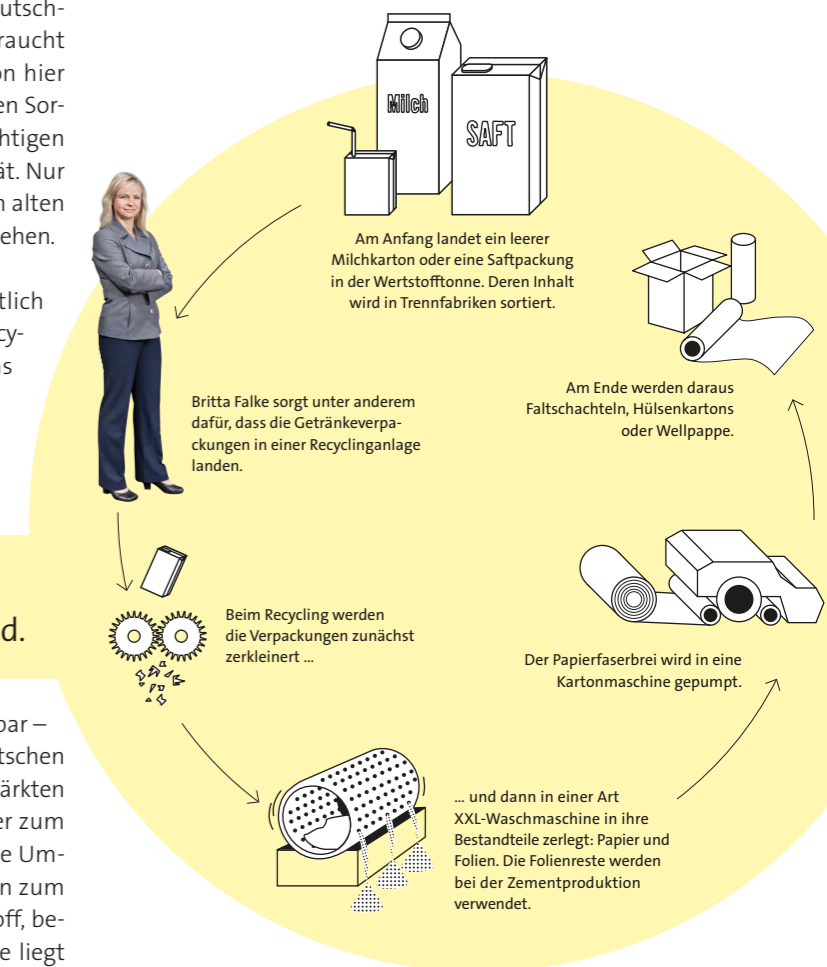
„Disponentin“ steht auf Falkes Visitenkarte. Aber eigentlich könnte da auch „Routenplanerin“ stehen. Denn für das Recycling von Getränkekartons in Deutschland ist sie so etwas wie das lebende Navigationssystem. 100 Lkws schickt sie jede Woche quer durch die Republik, dirigiert so pro Jahr rund 130.000 Tonnen, von einer Stecknadel mit einem schwarzen Kopf zu einer Stecknadel mit grünem.

Ohne Britta Falke liefe das Recycling von Getränkekartons in Deutschland nicht rund.

Getränkekartons sind leicht, handlich, wiederverschließbar – und damit ziemlich praktisch. Kein Wunder, dass die Deutschen jedes Jahr mehr als neun Milliarden Stück aus den Supermärkten tragen. Vor allem bei Milch greifen die meisten viel öfter zum Karton als zur Flasche. Ein guter Griff, wie das staatliche Umweltbundesamt findet. Weil der beschichtete Faltkarton zum größten Teil aus Papier, einem nachwachsenden Rohstoff, besteht, fällt seine Ökobilanz gut aus. „Die Recyclingquote liegt bei rund 70 Prozent“, sagt Britta Falke.

Bevor Britta Falke dafür sorgen kann, dass die recycelten Fasern leerer Getränkekartons im Papierwerk frischen Zellstoff ersetzen, müssen viele andere Menschen ihren Job gut machen: Die Müllmänner zum Beispiel, die die Wertstofftonnen aus Hinterhöfen ziehen und kippen. Die Leute in den Sortieranlagen, die die Materialien auseinanderdividieren und zu 500 Kilogramm schweren Würfeln pressen. Dann erst kann Britta Falke Fahrer losschicken, die die kubikmetergroßen Pakete aus alten Saft-, Sahne- und Soßenkartons per Lkw zu den Papiermachern

bringen. In den Papierfabriken werden die langen, reißfesten und damit besonders hochwertigen Zellulosefasern zurückgewonnen. Die geschredderten Getränkekartons werden in eine XXL-Waschmaschine gekippt, in der sich das Papier von den hauchdünnen Schichten aus Kunststoff und Aluminium löst, die den Karton zuvor dichtgemacht und seinen Inhalt vor Licht und Luft geschützt haben. Anschließend wird der Faserbrei zu einer Kartonmaschine gepumpt, die daraus beispielsweise den Rohstoff für Faltschachteln oder Wickelhülsen für Küchenrollen produziert. Was die Kartonmaschine nicht gebrauchen kann, sind die Folienreste. Sie werden abgelöst und aussortiert.



Doch auch diese Materialien finden eine Verwendung: im Zementwerk. Aluminium wird dort sowieso als Zusatzstoff für den komplizierten Zementcocktail gebraucht und das Plastik dient nebenbei gleich als Brennstoff; das spart Rohstoffe und Energie.

Nichts wird verschwendet, so scheint es. Theoretisch mag das stimmen, praktisch ist das nicht ganz so. Vor allem, weil ein beträchtlicher Teil der leeren Getränkekartons in der Restmülltonne versenkt wird. Britta Falke sagt: „Wir können nur das verwerten, was der Verbraucher uns gibt.“



ALLES AUF NULL

Der finnische Dokumentarfilmer Petri Luukkainen hat sich bis zum letzten Hemd seiner Sachen entledigt, um herauszufinden, was er wirklich zum Glück braucht.

Im TrenntMagazin erzählt er, was das ist.

INTERVIEW Stefan Kloos



Das neue Leben von Petri Luukkainen beginnt in einer bitterkalten Januarnacht in Helsinki. In der Wohnung gibt es keine Möbel mehr, keine Technik, keine Klamotten. Er ist nackt. Nur eine Zeitung aus dem Müllcontainer gibt ihm ein bisschen Schutz. Es ist eine grauenvolle Vorahnung, was ihn in den nächsten zwölf Monaten erwarten wird, denn er hat sich zu einem radikalen Selbst-Experiment entschlossen: Alles, wirklich alles, was er an Materiellem besitzt, schließt er in einen Lagerraum ein. Jeden Tag darf er einen Gegenstand aus dem Lager zurückholen. Neue Dinge kaufen darf er nicht. Das einjährige Experiment begleitet er filmisch. In dem Dokumentarfilm „My Stuff“ stellt er sich und uns die Frage, was der Mensch wirklich zum Glück braucht.

Herr Luukkainen, warum haben Sie sich für Ihren Film so sehr mit sich selbst auseinandergesetzt?

Ich war eines Tages in meiner Wohnung und ich fühlte mich überhaupt nicht mehr wohl. Ich sah mich um. Egal, wohin ich blickte, ich sah Kram, Zeugs, Sachen. Ich dachte mir: Werde das alles los und du wirst ein glücklicherer Mensch. Im Ernst: Ich hatte den Eindruck, dass mich alles erdrückt, dass ich nicht einmal mehr klar denken konnte, weil alles voller Sachen war.

Ihr Experiment dauerte ein Jahr. Hatte es darüber hinaus auch noch Auswirkungen für Ihr Leben?

Es hat mein Leben in vielerlei Hinsicht beeinflusst und verändert. Ich bin danach nicht einfach zurückgegangen und habe alles aus dem Lager abgeholt und gelebt, wie ich es vor dem Experiment getan hatte. Ich habe gespürt, dass ich wirklich das meiste nicht brauche. Und natürlich wurde ich mir über vieles bewusst. Ich habe meinen CO₂-Fußabdruck ausgerechnet und es war schnell klar, dass er jenseits von Gut und Böse ist. Natürlich war auch ich viel zu viel geflogen. Ich habe es geschafft, drei Jahre lang kein Flugzeug zu nehmen. Ich habe Containerschiffe aus Finnland heraus genommen, bin in Europa viel Zug gefahren. Es war eine entschleunigte Zeit. Sehr angenehm. Aber auch recht teuer. Es wird einem dann erst bewusst, wie schwer es einem gemacht wird, nicht einen Billigflieger zu nehmen, um von A nach B zu kommen.

Als Sie Ihr Projekt starteten, hatten Sie da schon fest im Blick, was passieren würde und welchen Langzeiteffekt es haben würde?

Nein. Als ich begann, dachte ich erst: Na, vielleicht reduziere ich mich auf 1.000 Dinge. Und da dachte ich schon: Oh, mein Gott. Das geht gar nicht. Dann dachte ich: 200 Sachen. Das ist mutiger. Aber das machte alles noch keinen Sinn. Es musste eine extreme Entscheidung sein. Etwas, was eine Fallhöhe darstellt und wirklich wehtut. Und das tut es, wenn Sie wirklich alles wieder auf Anfang drehen und bei null anfangen.

Welche Geschichte wollten Sie dann im Film erzählen?

Um ehrlich zu sein, es war die Hölle! Wir hatten fast 300 Stunden Material. Das ist der Albtraum jeden Cutters. Aber auch jeden Regisseurs. Wir hatten letztlich sieben Geschichten: meine Großmutter, mein Kram, die Freundin, der Kühlschrank Und irgendwann merkten wir: Hey, irgendwas ist besonders an diesem Kühlschrank, das ist der rote Faden.

Wenn Sie zurückdenken: Welche Tage des Jahres waren die interessantesten?

Am Anfang gab es natürlich ganz existenzielle, körperliche Herausforderungen: Du hast nichts anzuziehen. Körperpflege ist keine einfache Selbstverständlichkeit mehr. Du schläfst auf dem Boden und hast keine Decke, kein Kissen. Das war schon toll. Auf Dauer kann ich es aber nicht empfehlen.

Am Ende des Films sehen wir, dass noch so viele Sachen im Lager zurückbleiben. Was ist damit passiert?

Wir hatten einen Moment lang überlegt, das in den Film einzubauen. Aber dann dachten wir: Warum sollten wir? Ich hatte das Gefühl, so denken die Zuschauer stärker über sich selber nach: Was würde ich machen in seiner Situation? Was würde ich von meinen eigenen Sachen behalten wollen beziehungsweise unbedingt wieder zurückhaben wollen? Nach dem Jahr hatte ich also so ungefähr 365 Gegenstände. Und ich hatte die Liebe meines Lebens gefunden. Warum sollte ich alles aus dem



„Die meisten Besitztümer sind nur Requisiten in deinem Leben.“

Die Geschichte Ihrer Großmutter, eine Stimme der Weisheit und Liebe im Film, manchmal auch fast eine Art griechischer Chor, ist sicher eine der berührendsten.

Meine Großmutter ist wundervoll. Natürlich ist es auch ein bisschen traurig, wenn sie diesen Unfall hat und ihre Wohnung verlassen muss und ins Altersheim zieht. Sie hat eine wundervolle Art, einem die Augen zu öffnen. Sie sagt: Dein Leben besteht nicht aus deinen Sachen, die meisten Besitztümer sind nur Requisiten in deinem Leben. Mein Verhältnis zu Sachen hat sich radikal gewandelt. Am Anfang war ich ein Mann, der dachte, sein größtes Problem sei, dass er zu viele Dinge besitzt und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Mal ehrlich: Das ist kein Problem, das ist eher traurig. Keine Ahnung, vielleicht bin ich heute sogar materialistischer, eben weil ich Dinge viel mehr wertschätze.

verdammten Lager rausholen? Weil ich aber eben doch nicht so konsequent bin, wie ich es gerne wäre, bin ich nach ein paar Monaten noch einmal zurück, habe vielleicht 100 Sachen rausgenommen. Und dann habe ich den Sperrmüll gerufen. Das war ein nettes Telefonat: „Wie viele Sachen haben Sie denn? Sollen wir mit einem Kleinbus kommen?“ Und ich: „Kommen Sie besser mit einem Sattelschlepper.“

GEBETTET AUF DOSEN

Papierfetzen, Kippenstummel, Plastikverpackungen, Essensreste – all die Unmengen von Überresten unseres Lebensstandards verschwinden in Mülltonnen, in Lastwagen, im Nirgendwo. Was wir nicht sehen, das existiert nicht mehr. Der US-amerikanische Fotograf Gregg Segal holt mit seinen Bildern wieder ins Bewusstsein, was wir allein in einer Woche dem Planeten hinterlassen. „Mich hat das Thema sehr erschüttert – nicht nur wie viel wir wegwerfen, sondern auch wie wir angesichts dessen so unbeschwert sein können.“ Für seine Serie „7 Days of Garbage“ hat er Nachbarn, Freunde und auch seine eigene Familie gebeten, den Müll einer Woche zu sammeln. Die übervollen Mülltüten brachten sie in Segals Hinterhof in Kalifornien, wo er verschiedene Umwelten geschaffen hatte: Wasser, Wald und Strand. „Ich wollte damit zeigen, wie allgegenwärtig der Müll ist.“

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Menschen auf den Fotos in ihren Überresten räkel, ist schockierend. Offenbar nicht nur für den Betrachter: Viele seiner Protagonisten sagten, dass dieses Experiment des Sammelns und Hineinwerfens sie verändert habe: Sie würden jetzt verstehen, dass wir etwas verändern müssen – beim Umgang mit Müll, vor allem aber bei unseren Werten.



Tammy & Trevor



Greg



Gaby



Sam & Jane



Familie Siggins



Dana



John



Belinda & Robert



Michael, Jason, Annie & Olivia



Arjay, Deanna, Carly, Ron & DeRon



Mariko



HERR GRAEBEL GEHT IN DEN KNAST

TEXT Christoph Graebel | FOTOS Christoph Busse



Ich fahre in eine mir unbekannte Welt. Ich fahre ins Ungewisse. Ich fahre in den Knast. Es ist das erste Mal für mich und mir ist etwas mulmig zu Mute. Im Knast sitzen erstens Menschen ein, die Straftaten begangen haben, die schweren Jungs und die Halbstarcken. Und zweitens sollen hier ominöse, gefährliche Knast-Hierarchien herrschen. Das weiß ich aus dem Fernsehen. Weil sich in der Justizvollzugsanstalt Heilbronn eine kleine Up-cycling-Produktionsstätte befindet, in der die Gefangenen Umhängetaschen aus Planen nähen, darf ich mir das heute mal persönlich anschauen.

**„ICH NICKE DURCH DIE
DRAHTGLASFENSTER,
DIE SCHWEREN JUNGS NICKEN
NICHT ZURÜCK.“**

Man käme nur rein, wenn die Anstaltsleitung den Besuch genehmige. Auch dürfe man die Handys nicht mitführen, erfahre ich in der Vorbereitung. Der mit mir ins Ungewisse reisende Fotograf zeigt mir seine neue Kamera, die etwas Tolles mit WLAN kann. Ich bin sicher, sie werden ihn damit nicht reinlassen. Unsere zwei Ausweise werden an einer Sicherheitsglaspforte in einem Verwaltungsgebäude aus den 1950ern durch eine Metallkarte ersetzt. Dann summt der Türsummer, wir treten ein. Der Fotograf behält seinen großen Rucksack auf dem Rücken. „Na prima“, denke ich, „WLAN-Kamera, Batterien, Fotos – wie lange wird das Durchsuchen dauern?“ Niemand tastet uns ab oder leert des Fotografen Rucksack auf einem Melamintisch aus. Stattdessen begrüßt uns Katja Kalb. Frau Kalb leitet das Vollzugliche Arbeitswesen (VAW) in Heilbronn. Zwölf Betriebe, in denen die Gefangenen arbeiten, darunter Schreinerei, Bäckerei und Fleischerei. Diese Werkstätten bedeuten hier: Alltagsstruktur, Geld verdienen für Tabak und so weiter und Geld ansparen für die Zeit nach der JVA. Noch haben wir niemanden gesehen von den 300, die hier leben sollen. Alles wirkt hier sehr klein. Wie eine Knastminiatur. Ein Paketbote fährt über den Hof. Er bringt die Produkte des VAW, die Tische, die Taschen, die Backwaren in die Freiheit.

Das Betriebsgebäude erinnert mich an eine Schule aus den 1980ern. Ein schmuckloses Klinker-Beton-Haus, in dem gelernt werden soll. Arbeiten lernen sie hier. In welchen Werkstätten sie das tun, zeigen Schilder links und rechts vom Flur: Schreinerei, Buchbinderei, Schuhmacherei. Wie in einem alten württembergischen Dorf reiht sich hier Werkstatt an Werkstatt. Die Schuhmacherei ist der Raum, in dem die Taschen gefertigt werden. Noch bis vor fünf Jahren wurden hier Schuhe für die baden-württembergischen Gefängnisse produziert. Dann gab

das Ländle den Einkauf frei, die Kleiderkammern dürfen seither bestellen, bei wem sie wollen. Sie wollen günstig, sie bestellen in China. „Was tun mir mit dene teure Maschinen?“ sei die Frage der Fragen gewesen, sagt Uwe Schnabel, der Technische Leiter des VAW in Heilbronn mit Dialekt. Die Töchter des damaligen Anstaltsleiters hätten die Idee mit den Planentaschen gehabt.

Wir folgen dem Schild „Arbeitstherapie/Buchbinderei“ und dann sehe ich schwere Jungs und die sehen mich. Ich nicke durch die Drahtglasfenster, die schweren Jungs mit kahl rasierten Schädeln und Muskeln nicken nicht zurück. Jeder noch so kleine Vorraum hat hier abschließbare Türen. Es ist ein Labyrinth. Gerade noch rechtzeitig biegen wir ab, lassen die schweren Jungs rechts liegen und kommen in die Schuhmacherei. Vor Kurzem sei die erst hierhergezogen, sagt Frau Kalb und Herr Schnabel spricht von Umstrukturierungen. Die einen Werkstätten würden verkleinert, andere neu gedacht. Das hänge mit der Gefangenenstruktur zusammen. Sie hätten heute vielmehr Menschen nur für kurze Zeit hier, drei bis sechs Monate, da würde schon für die Einarbeitung an den komplizierten Maschinen die Hälfte der Zeit draufgehen. „Mir hen kaum noch lebenslänglich“, sagt Herr Schnabel und ein Hauch von Resignation zieht durch sein Gesicht. Es ist also ein Kommen und Gehen im Werkstattdorf – da muss die Struktur eben ständig neu gedacht werden. Wie draußen.

**„ES IST EIN KOMMEN UND
GEHEN IM WERKSTATTDORF.
WIE DRAUSSEN.“**

So kommt es, dass von 300 Gefangenen in Heilbronn nur rund 120 in den VAW-Werkstätten arbeiten. Sie erhalten eine Vergütung für ihre Tätigkeit – in fünf Verdienststufen von 1,28 bis 2,13 Euro. Wer jetzt auf dem Wort „Mindestlohn“ herumkaut, dem seien fürderhin „Kost“, „Logis“, „soziale und medizinische Versorgung“ als Gegendrachees verabreicht. Außerdem sei so ein Arbeitstag mit siebeneinhalb Stunden ja auch eine gute Beschäftigung. „Besser als Verdachtsfälle, Richterin XY und sonst was im Fernsehen zu gucken“, sagt Jürgen Heinzmann. Herr Heinzmann ist eigentlich Klempner und leitet als Werkmeister die ehemalige Schuhmacherei, die heute fast nur noch Taschen macht. Ob sich die Gefangenen für eine der Werkstätten bewerben? Nein, sie würden zugeteilt, je nach Erfahrung und Talent. Daher arbeiten in der Schuhmacherei nur drei Gefangene, sie fertigen die Taschen, die das VAW anschließend unter der Marke Jailers verkauft. Der Überschuss der Einnahmen geht an Resozialisierungsprojekte, von denen irgendwann auch die drei Jailers-Arbeiter Heinrich, August und Friedrich



profitieren. Heinrich ist erst seit kurzer Zeit hier. Er klebt die von August gestanzten Taschenteile zusammen, bevor Friedrich mit der Nähmaschine darübergibt und am Ende, bevor außen das Jailors-Schild drankommt, noch einen kleinen, persönlichen Gruß in die Tasche näht: Welchen Hobbys er vor dem Gefängnis-aufenthalt nachging, wofür er bei der Taschenfertigung maßgeblich zuständig war, wie lange er schon Gefangener ist und für welche Straftat er verurteilt wurde. Ich möchte lieber wissen, wie es ist, für Jailers zu arbeiten. Und während der Geruch von Heinrichs Klebstoff in meine Nase zieht, sagt er mir, dass es gut sei, etwas zu tun zu haben. Herr Heinzmann sagt dazu, dass die drei durchaus mit viel Elan dabei seien. „Auch bei kreativen Prozessen“, betont er, denn neben den Kollektionsmodellen, die im Onlineshop angeboten werden, werden viele Taschen auch aus gebrauchten Planen, Lederresten und anderem gefertigt und da darf jeder in der Werkstatt ein gestalterisches Wörtchen mitreden. So seien die kleinen Miniaturhandschellen, die als Taschenverschluss dienen, schon vor Jahren eine Idee der Gefangenen gewesen. Diese Handschellen sind verrückterweise die einzigen, die ich in Heilbronn zu Gesicht bekomme. Weil ich sie niedlich finde, darf ich mir welche ans Sakko-Revers hängen.

„Was der JVA-Keller auch hergibt, wir machen Taschen daraus“, sagt Frau Kalb und zeigt mit dem Finger in Richtung Untergeschoss. Upcycling-Design im Knast, super. Es sei vor allem günstiger, als ausschließlich Neuplanen zu verwenden. Und weil der Planenproduzent Fehldrucke lieber günstiger an das VAW liefert, statt sie entsorgen zu müssen, werden aus den Fehldrucken dann Einzelstücke gefertigt. Die ersten Exemplare sind schon zu besichtigen und kommen bald in den Onlineshop. Hier entscheidet das Schuhmacherei-Kollektiv gemeinsam, welcher Teil der Planen für welchen Teil der Taschen infrage kommt. Ansonsten dauere die Fertigung dieser individuellen Produkte mit zwei bis drei Stunden nicht länger als die der Kollektions-

modelle. Ob die Plane einfarbig ist oder bunt und ob die Tasche der vorigen gleicht oder ob sie (fehl-)bedruckt ist, ist für die Produktionsdauer unerheblich – man kann sie aber als Einzelstück teurer verkaufen und die Fehldruckplane ist billiger. Ressourcenschonendes Upcycling, handgefertigte Unikate, die großen Trends der Welt da draußen sind hier nur Mitnahmeeffekte. Denn am Ende geht es doch um die Arbeit an sich: Sie soll die Gefangenen vorbereiten auf ein Leben nach Heilbronn. Auch finanziell: Nur 3/7 ihrer Vergütung werden den Gefangenen ausgezahlt. 4/7 werden hinterlegt und dienen als Starthilfe nach der Entlassung.

„WAS DER JVA-KELLER HERGIBT, WIRD ZU TASCHEN.“

Auf dem Weg zurück zur Pforte frage ich Frau Kalb nach der ominösen Knast-Hierarchie. Sie hätte davon auch schon gelesen, sagt sie, „aber bemerkt habe ich davon bisher nichts.“ Auch ich nicht. Die einzige Hierarchie, die mir begegnete, war doch eher die klassische zwischen Meister, Geselle und Lehrling. Auf die Gefängnismauern prasselt jetzt Starkregen nieder, der Fotograf zückt umgehend die Kamera. „Nein“, sagt Frau Kalb. Die Sicherheitsanlagen dürften nicht fotografiert werden. Sie sind zwar da, aber sollen ein Geheimnis bleiben. Wie die Namen und die Gesichter der Gefangenen. Erst wenn sie draußen sind, dürfen sie wieder selbst entscheiden, ob sie ihren Namen preisgeben und abgelichtet werden wollen. Aber dann wird man sie nicht mehr als ehemalige Gefangene erkennen. Denn sie sehen aus wie alle anderen auch. Wie die Menschen, die in einem kleinen Dorf wohnen und arbeiten. Wie wir alle, irgendwie. Nur, dass an meinem Sakko jetzt Handschellen klimpern.

GEHALTVOLL

Dass man in eine Chipstüte auch ziemlich viel Geld stecken kann, beweisen zahlreiche Anleitungen der virtuellen Selbstmacherszene. Mit der richtigen Schnittvorlage, einigen Falzungen, etwas Klebefolie und einem Klettverschluss wird aus der metallbedampften Folie so ein Portmonee.

CORPUS DELIKAT

Forscher des Institute of Technology in Cambridge haben mit einer Chipstüte eine neue Abhörsoftware ausprobiert. Anhand von Videoaufnahmen verschiedener Gegenstände können die Wissenschaftler rekonstruieren, was in der Gegend gesprochen wurde. Am Beispiel der Chipstüte fanden sie heraus, dass Vibrationen entstehen, sobald Tonwellen auf Gegenstände treffen. Die Software kann die Bewegungen anschließend bestimmten Tonfrequenzen zuordnen. Was für die Augen unsichtbar ist, ist für Spione ein gefundenes Fressen.

EXTREM LAUT UND UNGLAUBLICH FETT

FORMVORTEIL

Dosenchips sind übrigens keine Kartoffelchips. Die so genannten Stapelchips werden aus einer Kartoffelflocken-Masse gestanzt, um eine Rolle gelegt und frittiert. So lassen sie sich effizienter und stabiler verpacken und bleiben länger haltbar. Der Erfinder der Stapelchips, Fredric Baur, war auf diese Erkenntnis äußerst stolz. Er verfügte, dass seine Asche teilweise in einer Chipsdose bestattet wurde.

CHIPS AUS DER SCHALE

Was Krustentiere schützt, könnte zukünftig auch Chips in Form halten. Forscher der Universität Baskenland experimentieren mit Chitosan, einer Komponente, die in den Schalen von Garnelen, Krabben und Krebsen vorkommt. Der daraus entstehende Biokunststoff ist biologisch abbaubar, nicht giftig und antibakteriell – also die perfekte Lebensmittelverpackung.

KNUSPER, KNUSPER, GRÄUS'CHEN

Damit dünnhäutige Inhalte wie Kartoffelchips nicht kaputtgehen, werden die so genannten BOPP-Folien, biaxial orientierte Polypropylene, vor ihrer Verarbeitung in zwei Richtungen gedehnt. Das macht sie extrem stabil und reißfest – und sorgt für das erwartungsvolle Knistern. Dass das nicht immer so erwünscht ist, zeigten die Reaktionen auf eine alternative Biokunststoff-Verpackung. Deren amerikanischer Hersteller musste die Produktion nach kurzer Zeit zurückstellen, weil die Tüten angeblich zu laut raschelten.

DICKE LUFT

Die prall aufgepumpte Chipstüte im Supermarktregal sieht nach einem Marketingtrick aus. Tatsächlich sorgt die Luftnummer aber dafür, dass Sauerstoff oder Wasserdampf nur sehr verlangsamt in die Tüte gelangen. Andernfalls würden die Kartoffelchips bereits nach kurzer Zeit ranzig werden. Dazu wird den Tüten direkt beim Verpacken 21 Prozent Sauerstoff entzogen und durch ein Schutzgas ersetzt. Das dringt langsamer nach außen, als Luftsauerstoff eindringt.

♥ Feuer gefangen

Vor zehn Jahren sind die Londoner Designer „Elvis & Kresse“ das erste Mal in einer britischen Feuerwache gewesen. Dort fanden sie ein Material, das dafür gemacht ist, den schlimmsten Umweltbedingungen zu trotzen: Feuerwehrschräume. Weil die alten Schläuche nach tausenden Rettungseinsätzen zwischen Feuer, Wasser, Sturm unbrauchbar geworden waren, sollten sie weggeworfen werden. Die Designer retteten die ehemaligen Retter und fertigen aus ihnen luxuriöse Taschen, Portmonees und Teppiche. www.elvisandkresse.com

WAS UNS
GLÜCKLICH
MACHT ...

FOTO: The Bowler Man

♥ Kot Azur

Ein Fotoalbum verewigt nur die schönsten Erinnerungen – zum Beispiel eines Urlaubs. Was dort eingeklebt ist, wird zur Erinnerung. „Wichtig ist, was hinten rauskommt“ – wusste schon Altkanzler Helmut Kohl. Genauso funktioniert auch dieses Fotoalbum. Das Familienunternehmen Eco Maximus aus Sri Lanka verwandelt Elefantenkot in hochwertiges Papier. www.upcycling-deluxe.com



♥ Lichte Momente

Wenn der Designer Tom Allan von Lucirmás eine gläserne Gallone wie diese findet, sie mit in sein Atelier in Barcelona nimmt, passiert Folgendes: Er löst die Etiketten im Wasserbad, trennt den Boden mit einem Glasschneider ab, schleift den Holzboden passgenau, setzt eine Energiesparleuchte ein – und sorgt mit der entstandenen Stehleuchte für lichte Momente im Bereich des nachhaltigen Designs. www.lucirmas.com

VictorMax@Photo



♥ Trophäe für Waschlapfen

Um sich einen Tierkopf an die Wand zu hängen, muss man ja normalerweise mit Gewehr und Mordabsicht in den Wald gehen. Für zartere Gemüter fertigt die Schneiderin Anke Mayer Jagdtrophäen aus Frottierwaren der Sechziger- und Siebzigerjahre. Eine schöne, lebensverlängernde Maßnahme – zumindest für Kuschelbären. www.kuschelwerk.de



♥ Meer besitzen

In einen Seesack passen viele Geschichten von der Ferne, dem Meer, der Freiheit ... Füllt man die aussortierten Säcke von Seemännern aus aller Welt mit recyceltem Styropor und Schaumstoff, kann man sich darauf auch wunderbar fläzen – und von Ferne, Meer und Freiheit träumen. www.reditum.de



♥ Bootengänge

Im indischen Rajasthan fertigen kleine Familienbetriebe aus alten Fischerbooten außergewöhnliche Weinschränke. Ohne Kinderarbeit und ohne Ressourcenverschwendung. Was früher um die indonesischen Inseln schipperte und die Fische für den Lebensunterhalt nachhaus brachte, bringt Martin Michalek in sein Mannheimer Möbelgeschäft „SmArtIndo“. www.smartindo.de





♥ **Werbeträger und Werbeträgerinnen**

„Wir brauchen mehr Ideen statt mehr Ressourcen“, sagt die Neuköllner Unternehmerin Britta Eppinger. Aus alten Werbebannern und Plakaten näht sie Taschen, Rucksäcke und Turnbeutel.
www.bolsosberlin.de

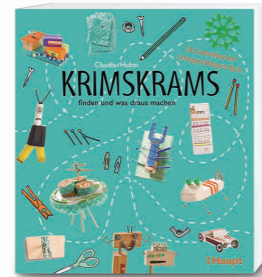


♥ **Das fliegende Tassenzimmer**

Kitschige Sammeltassen, vereinsamte Service-Teile, schlichte Kaffeepötte: Sie alle haben die Chance zum Aufstieg vom Küchentisch über den Küchentisch. Der Onlineshop zungrad hat sich die Idee patentieren lassen, alte Tassen vom Flohmarkt oder Sperrmüll mit einer Fassung zu versehen und eine Birne reinschrauben zu lassen.
www.tassenlampen.de

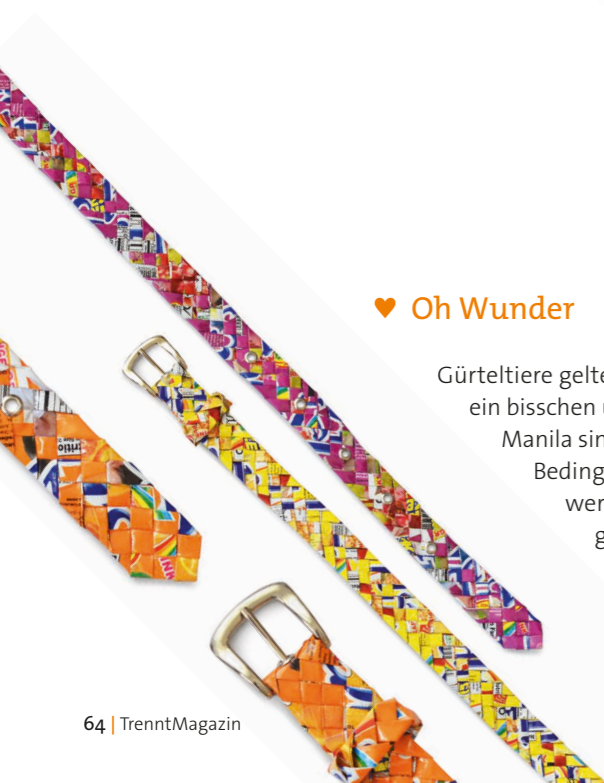
♥ **Bei Hempels unterm Sofa**

Kinder lieben unordentliche Schubladen und Kramkisten. Da gibt es Gummibänder, Streichholzschachteln, Deckel, Korken, Stecknadeln, Kordeln, Stofffetzen, Papierschnipsel. Krimskrams eben. Die bastelbegabte Lektorin Claudia Huboi zeigt in kindgerechten Bilder-Anleitungen, wie man daraus etwas machen kann.
Haupt Verlag, 24,90 Euro



♥ **Oh Wunder**

Gürteltiere gelten als eines der Naturwunder der Philippinen. Sie sind sehr selten und sehen ein bisschen ulkig aus. Die Gürtel der Kilus Foundation aus der philippinischen Hauptstadt Manila sind auch eine rare Errungenschaft: Sie werden von etwa 500 Frauen unter fairen Bedingungen aus Trinkpäckchenstreifen in Handarbeit gewoben. Die Trinkpäckchen werden in umliegenden Schulen gesammelt, von den Arbeiterinnen gewaschen, geschnitten und geflochten. Ein bisschen ulkig sehen sie allerdings auch aus.
Gürteltierstyle.
www.kilus.org



Meer Werte

Als Leistungssportlerin habe ich viel von der Welt gesehen: eine fantastische Natur – und wie sie immer mehr zerstört wird. Das hat mich erschüttert. Als studierte Wirtschaftsingenieurin für Umwelt und Nachhaltigkeit habe ich mich außerdem schon immer damit beschäftigt, wie wir mit unseren Ressourcen schonend umgehen können. Da gehe ich selbst gern mit gutem Beispiel voran: Ich nehme lieber das Rad oder laufe zum Markt oder in den Bioladen um die Ecke. Dort kaufe ich nur so viel, wie ich wirklich verbrauche. Die Einkäufe packe ich in einen Korb statt in eine Plastiktüte. Auch zuhause versuche ich wenig zu verbrauchen, zum Beispiel, indem ich meine Klamotten nicht täglich wasche, meine Essensreste lieber in Dosenbehälter packe, als mit Alufolie zu umwickeln, oder das Waschbecken mit einem Mikrofasertuch abwische, statt mit der Chemiekeule zuzuschlagen.

Britta Steffen, zweifache Olympiasiegerin und Weltmeisterin im Schwimmen

FOTO City-Press GmbH Bildagentur

Die große WELT des MÜLLS

NEW YORK

Insekten und andere Krabbler spielen als Straßenreiner eine wichtige Rolle. Allein auf den Mittelstreifen der Straßen von New York schaffen sie Essensreste in einem Umfang von jährlich etwa 60.000 Hotdogs weg, berichten Wissenschaftler im Fachblatt „Global Change Biology“. Die krabbelnde Abfallbeseitigung hat einen positiven Nebeneffekt: Je mehr Essensreste die Tiere vertilgen, desto weniger bleibt für Ratten und Tauben. Die Tausendfüßer und Spinnen arbeiten also auch als Schädlingsbekämpfer.

DEUTSCHLAND

Laut einer Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung halten 85 Prozent der Deutschen eine Gebühr bei Plastiktüten für sinnvoll. Wichtigste Gründe seien die Müllvermeidung und der Schutz von Gewässern und Tieren. Die Hälfte der Umfrageteilnehmer gab an, dann lieber eine eigene Tasche zum Einkauf mitzubringen.

FRANKREICH

Das Nachbarland will die Verschwendung von Lebensmitteln bis 2025 halbieren. Großhändler dürfen deshalb noch essbare Lebensmittel nicht mehr vernichten. Die im Mai 2015 beschlossenen Maßnahmen sehen vor, dass die Händler jegliche Verschwendung vermeiden müssen: Unverkaufte Ware soll gespendet, als Tiernahrung genutzt oder als Kompost für die Landwirtschaft verwendet werden. Supermärkte mit einer Fläche von über 400 Quadratmetern werden verpflichtet, ein Abkommen mit einer karitativen Organisation für Lebensmittelspenden zu schließen. In der Schule soll zudem Unterricht gegen die Verschwendung von Lebensmitteln in den Lehrplan aufgenommen werden.

NEPAL

Junge Frauen nähen Baumwolltaschen, die Plastiktüten in Supermärkten ersetzen sollen – das ist die Idee des Sozialunternehmens Hamri Bahini. Ziel des „grünen Shopping-Projekts“ ist es, durch die umweltfreundlichen Stofftaschen eine Alternative zu den Plastikbeuteln zu schaffen und so das Konsumverhalten der nepalesischen Konsumenten nachhaltig zu beeinflussen. Dabei wurde ein ganz besonderes Geschäftsmodell entwickelt, um Plastiktüten aus Kathmandu zu verbannen: Die Stofftaschen von Hamri Bahini werden von denen, die sich für eine Plastiktüte entscheiden, subventioniert.

SAN FRANCISCO

Die Stadt hat sich ein beachtliches Ziel gesetzt: Bis 2020 sollen sämtliche Abfälle der Stadt recycelt werden. Weil 90 Prozent des Abfalls eines amerikanischen Haushalts wiederverwertbar sind, beschloss der Bürgermeister 2002 die ökologische Kehrtwende. Mit einer ganzen Reihe von Innovationen, wie zum Beispiel elektronischen Chips in den Mülltonnen, Kompost in großem Umfang und Bauschutt-Recycling, kommt die Stadt ihrem Ziel immer näher. Heute werden bereits 80 Prozent der städtischen Abfälle recycelt.

BALI

Das Umweltministerium von Indonesien sieht in „Waste Banks“ eine neue Strategie der Abfallwirtschaft. Das sind kleine, dezentrale Müllbanken in Gebieten von etwa 1.000 Einwohnern. Sie werden von ärmeren Menschen geführt, die ihr Einkommen aufbessern wollen. Das Prinzip: Bankkunden bringen nicht organische und teilweise auch organische Abfälle zu den Banken, wo diese wie eine Einzahlung behandelt werden. Die Waste Banks verkaufen das „eingezahlte“ Material an mobile Agenten zur Wiederverwendung oder zum Recycling. So werden die Altlasten in Geld umgewandelt, das bei Bedarf – abzüglich 15 Prozent Verwaltungskosten – abgehoben werden kann.

COLLAGE: Juliane Filipek | FOTO: Katrin Schütz

Fruchtbarer Boden

Ein Deutscher führt in den Slums von Nairobi die Abfalltrennung ein. Die Wertstoffe will er zu Geld machen und die Stadt ein bisschen sauberer.

TEXT Florian Willershausen | ILLUSTRATION Juliane Filep

Braune Brühe steht in dem kleinen Bach, den sie Nairobi River nennen. Plastiktüten und Putzlumpen, Hühnerknochen und Hundehaufen, Turnschuhe, Tetrapaks – Dreck verrottet in dem Gewässer, das den Slum in Nairobis Bezirk Kangemi in zwei Hälften teilt. Ältere Bewohner der Wellblechhütten behaupten, sie hätten früher aus dem Bächlein trinken können. Dem Besucher wird bei dem Gedanken schlecht. Das Viertel am Fluss ist typisch für Afrikas Städte, die rasant wachsen und dabei nicht mit dem Konsumboom Schritt halten können. Die Folge: Sie versinken immer tiefer im Müll. In Nairobi ist Abfall Teil des Stadtbilds. Wer ihn wie entsorgt, kümmert in Kenias Hauptstadt niemanden – außer Daniel Paffenholz. Die Idee kam dem jungen Mann, als er vor vier Jahren seine Eltern in Kenia besuchte. „Niemand holte unseren Müll ab, und die Nachbarn verbrannten ihn einfach“, erinnert sich Paffenholz. Fortan hatte er eine Mission: Er will Nairobi sauberer machen – nicht aus purer Nächstenliebe, sondern um damit Geld zu verdienen. Einfach war das natürlich nicht. Oft zogen ihn Behörden über den Tisch, etliche Ideen musste er begraben – bis er irgendwann den Social Innovation Challenge-Preis der US-Computerfirma Dell gewann. Plötzlich waren Geld und Aufmerksamkeit da, Fachleute in Netzwerken boten Hilfe an.

Heute besitzt sein Start-up Taka Taka Solutions für vier Stadtviertel in Nairobi die Lizenz zum Sammeln von Taka, wie Abfall auf Suaheli heißt. Den lässt Paffenholz zu Gläsern, Textilien, Sofa-Füllstoff und Kompost verarbeiten: Kenias Landwirtschaft, sagt er, kann organischen Dünger als Ergänzung zur üblichen Chemiekeule brauchen.

So sieht das auch die deutsche Entwicklungsbank DEG, eine Tochter der staatlichen KfW, die ihm einen Kredit für den Bau größerer Kompostieranlagen bewilligt hat. Zu tun gibt es in Nairobi mehr als genug: 3,5 Millionen Einwohner produzieren täglich fast 2.000 Tonnen Müll, doch die acht Lkws der Stadtverwaltung können das nie und nimmer schaffen. Und was die Kipper abladen, pflücken die Ärmsten der Armen auseinander: Barfuß tapsen die Slum-Kinder auf der Suche nach Wertstoffen über Deponien, um später am Bunsenbrenner ein paar Tropfen Buntmetall aus dem Schrott zu kochen. Alt werden sie selten. Der Kangemi-Slum ist eines der besseren Wellblechviertel von Nairobi. In einigen Hütten gibt es fließendes Wasser, auf den Dächern sind Satellitenschüsseln angebracht, viele Männer handeln mit Ersatzteilen oder Elektronik. Warum sie aber im Monat 100 Schilling, also 85 Cent für die Abholung des Taka zahlen sollen, erschloss sich ihnen nicht sofort.

„Am Anfang haben sie mich für verrückt erklärt.“

„Am Anfang haben sie mich für verrückt erklärt“, erinnert sich Paffenholz an die ersten Tage vor drei Jahren, als er mit dem Entsorgungsdienst in Kangemi startete. Nur langsam fiel den Kenianern auf, wie sauber jene Hütten sind, an denen grüne Schilder hängen: Waste Management by Taka Taka Solutions. Heute legen die Bewohner im Viertel großen Wert darauf, dass solch ein Blechschild an der Tür hängt, sagt Paffenholz: „Unser Service ist zum Statussymbol geworden.“

Es ist früher Nachmittag, wie jeden Tag knallt die Sonne mit Wucht auf die rote Erde vor dem Taka-Hof. Zwei Jungs, kaum zwölf Jahre alt, schieben Karren mit Müll im Auftrag ihrer Eltern herbei. Für James Sunday bedeutet das zusätzliche Arbeit. „Die wenigsten Haushalte trennen so, wie wir das gerne hätten, darum sortieren unsere Leute beim Kunden vor“, sagt der Entsorger. Die grobe Sortierung muss er nun auf dem Hof übernehmen, ehe seine Kollegen weiter hinten den Müll von 4.000 Haushalten in 31 Fraktionen trennen – Papier, Glas, Metall, Elektroschrott und so weiter. Aus den Wertstoffen stellt ein Glaser bunte Gläser her; Partnerfirmen holen die Textilien ab. Aus guten Stoffen wird Kleidung, das schlechte Material schreddern sie zu Sofa-Füllung. Afrikaner können Könige des Recyclings sein, wenn sich mal jemand die Mühe des Sammelns macht.

Hinter der Sortierabteilung beginnt ein 15 Meter langer Komposthaufen. Sechs Monate rotet er dahin, bis der Dünger auf einer Farm landet, die Taka Taka Solutions im Norden von Nairobi betreibt, auf den Banana Hills: „Wir weisen in Studien nach, dass unser Kompost die Bodenqualität verbessert“, sagt Paffenholz. Die Ergebnisse sind ein gutes Verkaufsargument für den Biodünger, den er Landwirten ab Jahresende für 200 Dollar pro Tonne verkaufen will. Irgendwann muss Paffenholz einen Gewinn vorweisen. Mit der DEG hat er einen Financier an Bord, der einen hieb- und stichfesten Geschäftsplan verlangt. „Wir denken, dass das Projekt Aussicht auf Erfolg hat, obwohl es mit höherem Risiko verbunden ist“, urteilt Tobias Bidlingmaier, der das Projekt betreut.

© Handelsblatt GmbH – alle Rechte vorbehalten.

Das Risiko sieht er darin, dass Paffenholz die Kompostmengen deutlich erhöhen muss: Nur wer Naturdünger tonnenweise liefern kann, kommt mit Kenias großen Agrarbetrieben ins Geschäft. Dazu braucht er Platz – und Müll: „Es ist nicht leicht, die Behörden von unserem Konzept zu überzeugen, die meisten Beamten haben von Mülltrennung nie etwas gehört.“ Einige wittern Betrug und halten die Erlaubnis zurück. Andere wollen Schmiergeld, das der Deutsche nicht zahlt.

Die Behörden wittern Betrug oder wollen Schmiergeld

Der Markt ist allerdings da, denn inzwischen hat unter Kenias Farmern ein Umdenken begonnen, bemerkt Raimund Hoffmann von der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in Nairobi: „Es gibt eine steigende Nachfrage nach organischem Dünger, der die Bodenqualität verbessert und den Pflanzen die Aufnahme von Nährstoffen erleichtert.“ Vor allem für Kleinbauern sei dies eine Chance: Sie könnten dreimal so effizient wirtschaften, wenn sie bessere Dünger und hochwertiges Saatgut verwenden würden. Inzwischen lässt Paffenholz vermehrt in besseren Vierteln Nairobi sammeln. Dort produzieren die Bewohner mehr Müll und sind bereit, für dessen Entsorgung gutes Geld zu bezahlen. Sein Firmensitz ist weiter am Rande des Kangemi-Slums, wo die Schilder von Taka Taka Solutions fast an jeder zweiten Hütte hängen. Vielleicht werden die Bewohner eines Tages wieder aus dem Nairobi River trinken, na ja, zumindest darin baden können.

DER BEWEGTE VAN

Seit Carl Benz vor etwa 130 Jahren das erste Automobil konstruierte, hat sich an der grundsätzlichen Idee nicht so viel verändert: vier Räder, Karosserie, Sitze, Lenkrad, Motor und – okay, das kann man einräumen – immer mal etwas zusätzliches technisches Gebimmel. Aber auch das vielleicht wichtigste Statussymbol muss in Zeiten knapp werdender Rohstoffe und Energieträger neu gedacht werden. Das Auto wird zum Recyclingobjekt. Wir gucken es uns genauer an und fragen: Was steckt drin im Auto an recyceltem Material und wie bekommt man es wieder raus?



Der schottische Künstler Chris Labrooy hat auf einem Winterspaziergang durch Brooklyn die Idee für seine Serie „Auto Aerobics“ bekommen. Wichtige amerikanische Karosserien wurden am Bildschirm zu elastischen Objekten.

FOTO Chris Labrooy | ILLUSTRATIONEN Tidian Camara

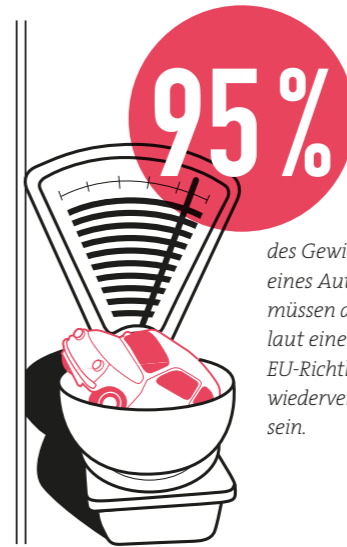


FOTO Patrick Tombola

MIKE REYNOLDS

Architekt und Gründer der Earthship-Bewegung

Der Amerikaner Michael Reynolds baut aus alten Autoreifen und anderem Abfall energieautarke Häuser. Bereits über 600 Earthships hat er in aller Welt mitgebaut – demnächst auch in Deutschland. In der baden-württembergischen Kommune Schloss Tempelhof entsteht das erste deutsche Erdschiff von Reynolds Gnaden.



des Gewichts eines Autos müssen ab 2015 laut einer EU-Richtlinie wiederverwertbar sein.

- **Route 4711**, die; (Parfümspur älterer Damen)
- Au|to|pie**, die; (Traum von unerschwinglichen Karossen)
- Li|mo|si|ne**, die; (fetter Getränkelaster)



MYTHOS RENNAPPE

Aus dem VEB Automobilwerk Zwickau stammte der legendäre DDR-Kleinwagen Trabant, der im Volksmund liebevoll „Rennpappe“ genannt wurde. In Wahrheit bestand er aber aus Duroplast, einem Kunststoff aus Phenolharz und Baumwolle.

In der Dresdner „Wabenfabrik“ werden heute Autoteile aus recycelter Pappe gefertigt. Dabei wird Wellpappe zu Blocks verleimt und dann ausgeschnitten. Die Teile, die so robust wie Holz und so leicht wie Styropor sind, werden in vielen deutschen Nobelkarossen verarbeitet. „Rennpappe“ nennt sie deswegen aber keiner.

FERRARI-KAFFEE-TISCH

In vier Schritten zum Ferrari-Couchtisch

1 Fahren Sie einen Ferrari zu Schrott.



2 Lassen Sie ihn auf einem Schrottplatz auf die gewünschte Größe pressen.



3 Bauen Sie einen Kasten und legen Sie den Ferrari hinein.



4 Laden Sie materialistische Freunde zum Kaffee ein. Prost!



Gefunden auf www.molinellidesign.com

DAS FAHRZEUG IM HANDTASCHEN-FORMAT

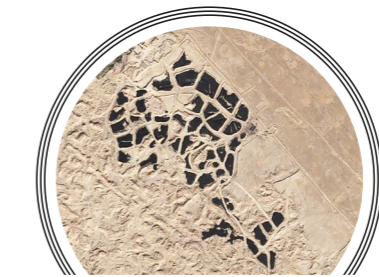
zu finden auf



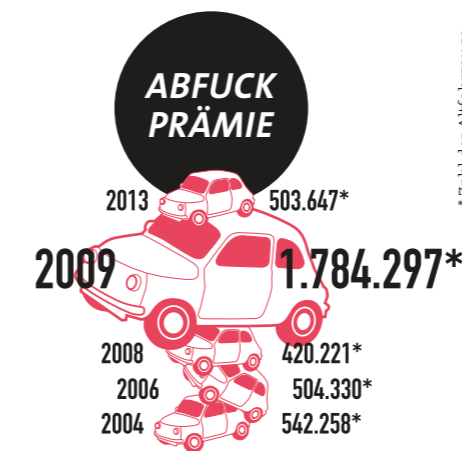
W

AS IST DAS?

- A** Erdölraffinerien zur Treibstoffherstellung im Irak
- B** Kunstprojekt in der mexikanischen Wüste
- C** Reifendeponie in al-Dschahra



Lösung C: Die Reifendeponien in der Wüste der kuwaitischen Region al-Dschahra sind so groß, dass man sie bereits auf Satellitenbildern erkennen kann. Solche Reifendeponien gefährden Mensch und Umwelt, wenn sie in Brand geraten. Ihre Dämpfe sind giftig und das Feuer ist wegen der enormen Hitzeentwicklung äußerst schwer zu löschen.



Deutschland führte 2009 eine „Umweltpremie“ ein, die das Abwracken alter Benzinschleudern steuerlich begünstigte. Laut einer Studie des Bundesumweltministeriums brachte die Prämie für die Umwelt aber nichts, weil die Verschrottung alter und die Herstellung neuer Autos mehr CO₂ produziert, als neuere Modelle einsparen.

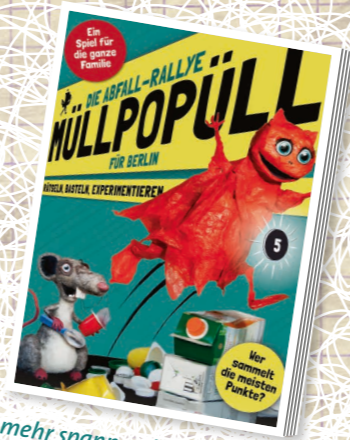
* Zahl der Altfahrzeuge

FOTO Exclusivepix/action press

Liebe Kinder,

ihr könnt ganz einfach zu echten Müllvermeidungsprofis werden, indem ihr bereits beim Einkauf auf verpackungsarme Produkte achtet, Dinge lieber repariert, statt neu zu kaufen, oder etwas ganz Neues daraus macht: Aus der Ketchupverpackung wird eine Klarinette oder aus dem Radschlauch ein Stempel.

Und für viele Dinge gibt es auch eine umweltschonende Alternative. Verbinde beide:



Noch mehr spannende Rätsel und Ideen zu Abfallvermeidung und Recycling stehen im Heft „Müllpopüll“ von Pindactica: www.pindactica.de



Mein Müll & ich



Nachgefragt bei:

FRANZISKA VOß
BSR-ABFALLBERATERIN
Abfallberatung@BSR.de
Telefon 030/ 7592-4900

Ob Bauschutt wegmuss oder die Schallplatten-Sammlung rausoll: Franziska Voß erklärt, wo die Dinge hingehören, wie sie entsorgt werden, was mit ihnen passiert. Ihre Fragen beantwortet sie direkt per E-Mail oder Telefon. Und ab sofort an dieser Stelle.

MYTHOS: MÜLLTRENNUNG

Beschäftigt man sich mit dem Thema Abfall und Recycling ein wenig eingehender, tauchen oft Fragen und Mythen auf. Die Abfallberaterin Franziska Voß wird diese in unserer neuen Serie klären.

Stimmt es, dass letztlich sowieso alles zusammengeschmissen wird?

Der Wert von Müll ist einigen Menschen nicht bewusst. Für sie ist Abfall lediglich etwas, was beseitigt werden muss. Häufig kommt die Annahme daher, dass beispielsweise bei der Glasentsorgung die verschiedenen Glasfarben im selben Fahrzeug laden. Was wir nicht sehen: Das Fahrzeug hat separate Kammern, um die verschiedenen Farben getrennt voneinander zu transportieren. Die Annahme, dass alles zusammengeschmissen wird, kommt aber auch daher, dass die Leute teilweise nicht wirklich wissen, warum wir Abfälle eigentlich getrennt erfassen.

Wozu trennen wir unseren Müll?

Abfalltrennung ist gelebter Umweltschutz. In Deutschland verfügen wir bereits über ein hoch entwickeltes Abfallwirtschaftssystem, das vorsieht, alle Abfälle getrennt zu erfassen, um sie dann gut zu verwerten. Denn nur so können Wertstoffkreisläufe geschlossen, wertvolle Ressourcen geschont und klimaschädliches CO₂ vermieden werden. Das vorsortierte Glas beispielsweise wird nach der Abholung nochmals aufwändig sortiert, gereinigt, zerkleinert, eingeschmolzen und dann zu neuen Produkten verarbeitet. Dabei ist Altglas sogar zu 100 Prozent recycelbar – ohne jeglichen Qualitätsverlust. So besteht jede neue Flasche heutzutage bereits aus circa 60 Prozent Altglasscherben. Und Altpapier ist der wichtigste Rohstoff zur Papierherstellung – noch vor frischer Zellulose. Auch Wertstoffe, wie alte Plastikschüsseln, Metalltöpfe oder Jogurtbecher, können zu neuen Produkten werden. Die Wertstofftonne macht das möglich. Seit 2013 betreibt die BSR in Ruhleben eine Vergärungsanlage für die Berliner Bioabfälle. Das entstehende Biogas treibt 150 Müllfahrzeuge an, die so leiser und ohne Dieselruß fahren. Die anfallenden Gärreste dienen in der Landwirtschaft als fester und flüssiger Dünger. Der einzige Kreislauf, bei dem sowohl energetisch als auch stofflich verwertet wird!

Gehen die Berliner also besonders vorbildlich mit ihren Abfällen um?

Die Deutschen gelten ja als Trenn-Weltmeister. Wir Berliner liegen im deutschen Mittelfeld. Die Bioabfalltrennung könnte beispielsweise noch besser werden. Wir sammeln pro Kopf 19 kg Bioabfälle im Jahr in der Biotonne ein. Dass grundsätzlich noch Beratungsbedarf besteht, sehen wir daran, dass sich noch viele organische Materialien, vor allem Küchenabfälle, im Hausmüll befinden. Auch Kunststoffe, Papier und Glas können noch besser getrennt gesammelt werden. Nach aktuellen Erkenntnissen sind nur rund ein Fünftel des gesammelten Hausmülls tatsächlich Restabfälle. Der Großteil sollte daher in den anderen Behältern oder auf Recyclinghöfen gesammelt werden und dem Recycling zur Verfügung stehen. Durch verschiedene Kampagnen der BSR oder der Trenntstadt Berlin versuchen wir, die Berlinerinnen und Berliner noch besser aufzuklären, um damit die Abfalltrennung zu optimieren.

Welcher Beutel?

Plastikbeutel oder Designer-Papiertüte? Hipstertasche oder Obstbeutelchen? Welchen Beutel Sie am Handgelenk tragen, verrät nicht nur etwas über Ihren persönlichen Geschmack, sondern auch, wie wichtig Ihnen die Umwelt ist. Der Trennt-Magazin-Stylecheck erklärt, welchen Beutel man ökologisch schultern kann – und welche Teile untragbar sind.



DER NACH-MIR-DIE-SINTFLUT-TYP

EINWEGTÜTE AUS KUNSTSTOFF

Seit 40 Jahren erleichtern uns die tragbaren Werbeflächen den Einkauf. Genauso lang beuteln wir mit der „Reiterbandtragetasche“ aus dem Kunststoff Polyethylen schon unsere Erdöl-Ressourcen. Denn was für uns durchschnittlich 25 Minuten Tragekomfort bedeutet, verbraucht Unmengen an Erdöl. Etwa 43 Tonnen Rohöl werden benötigt, um die Plastiktüten für den Tagesverbrauch allein von Berlin herzustellen. Ein EU-weites Abkommen soll unseren Konsum bis 2025 auf 40 statt der derzeitigen 76 Tüten pro Kopf senken. Eine Steuer oder ein Verbot auf Plastiktüten ist in EU-Staaten grundsätzlich zulässig, die zusätzliche Umweltabgabe von 22 Cent auf alle Plastiktüten wird aber seitens unserer Regierung immer noch diskutiert. Nicht besser sind übrigens „kompostierbare“ beziehungsweise „aus nachwachsenden Rohstoffen“ hergestellte Einwegtüten. Energie- und rohstoffintensive Agrarwirtschaft und aufwändige Herstellung verschlechtern die Umweltbilanz im Gegensatz zu reinen Kunststofftüten noch zusätzlich. Zudem lassen sie sich biologisch nicht wirklich besser abbauen und sie behindern das Recycling herkömmlicher Kunststoffe.

Einwegtüten sind generell die schlechteste Wahl. Vermeiden Sie die am besten ganz. Bestehende Reserven können nach mehrmaliger Nutzung als Wertstoffsack verwendet werden.

HEMDCHENBEUTEL AUS KUNSTSTOFF

Er liegt griffbereit an jeder Gemüsetheke und jedem Marktstand oder wird einem an der Kasse aufgedrängt: der Hemdchenbeutel. Fast unsichtbar verhüllen etwa 39 dieser Tüten jährlich unsere Einkäufe. Nach einmaliger Benutzung landen diese im Müll. Ein Teil leider auch in der Natur. Das Kunststoffmaterial Polyethylen zerfällt dabei über Jahrhunderte in immer kleinere Teile, baut sich aber nicht ab.

Statt Obst und Gemüse in Plastiktüten zu verpacken, lieber unverpackt im Korb oder den eigenen Beutel mitnehmen.



DER KOMPROMISSBEREITE

EINWEGPLASTIKTÜTE MIT HOHEM RECYCLINGANTEIL

Plastiktüten können einen Recyclinganteil von bis zu 80 Prozent aufweisen. Dadurch muss weniger Rohöl und CO₂ aufgewendet werden. Man erkennt sie an dem Blauen Engel oder der Kennzeichnung „Aus Recyclingmaterial“. Und um den Recyclingkreislauf weiterhin zu fördern, sollten kaputte Tüten den Weg in die Wertstoffsammlung finden.

Wer sein Outfit hauptsächlich aus Second-hand-Teilen zusammenstellen will, sollte auf den „Blauen Engel“ achten: Da sind mindestens 80 Prozent Recyclingmaterial drin.

PAPIERTÜTE MIT HOHEM RECYCLINGANTEIL

Neben den vielen Kunststoffbeuteln wirkt die Papiertüte ökologisch, praktisch und robust. Die meisten Modelle werden aber nicht nur aus Altpapier hergestellt, sondern enthalten einen relativ hohen Anteil an Frischfasern und werden nachträglich gebleicht. Um eine hohe Stabilität zu erzeugen, müssen nämlich besonders viele und reißfeste Zellstofffasern verarbeitet und mit zusätzlichen Chemikalien versetzt werden. Das schont die Umwelt dann auch nur bedingt.

Die Papiertüte ist nur dann ökologisch sinnvoll, wenn sie dreimal häufiger verwendet wird als die Plastiktüte oder aus recyceltem Papier hergestellt wurde. Nach mehrmaliger Benutzung kommt sie in die Altpapiertonne.

Prossz zu mir?

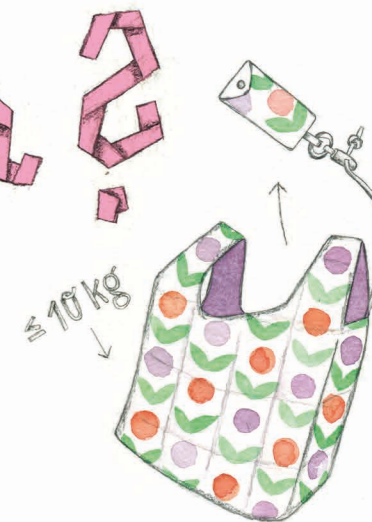


DER VORBILDICHE

STOFFBEUTEL

Sie haben sich als echter Klassiker etabliert: Im natürlichen Look für jedermann oder individuell bedruckt, gehen Jute-, Baumwoll- oder Flachstaschen als Begleiter fürs Büro oder Partys durch. Aber das sollten sie auch, denn viel Wasser, Energie und ein hohes Rohstoff-Depot werden bis zum fertigen Produkt verbraucht.

Je länger, je lieber: Die Taschen ab und zu in die Wäsche geben und mindestens 25- bis 30-mal tragen. Dann erst schneiden sie besser ab als Einwegtüten aus Polyethylen.



MEHRWEGTASCHE AUS KUNSTSTOFF

Der Mini unter den Mehrwegmodellen ist die Polyesterentasche. Sie lässt sich klein zusammenfalten und verschlossen in einer zugehörigen Tasche im Rucksack oder in der Hosentasche verstaut überall mit hinnehmen. Mindestens dreimal sollte sie eingesetzt werden, damit sich ihre Herstellung gelohnt hat. Dann ist sie sogar umweltschonender als Naturfasern oder Papier.

Wenn man sich einen Polyesterbeutel zulegt, gewinnt man einen dauerhaften Begleiter. Er ist unverwundlich und trägt bis zu 10 kg Proviant mühelos durch Stadt und Land.

MEHRWEGTASCHE AUS RECYCELTEM KUNSTSTOFF

Manche Teile erleben einfach immer und immer wieder ein Come-back. Die Mehrwegtasche aus recyceltem Kunststoff gehört sicherlich dazu. Und da für ihre Herstellung weniger Rohstoffe und Emissionen benötigt werden als für Beutel aus Jute oder Baumwolle, sind auch weniger Wiederverwendungen nötig als beim gewebten Pendant: Bereits nach dreimaligem Tragen ist sie umweltfreundlicher als eine Einwegtüte aus Polyethylen. Mittlerweile bestehen diese Mehrwegtaschen zu bis zu 90 Prozent aus recycelten Materialien, wie zum Beispiel alten PET-Getränkeflaschen.

Recyceltes PET ist ziemlich angesagt: Auf diese Weise bekommen Plastikflaschen noch eine weitere tragende Rolle.





FOTO Janne Peters

Es ist angerichtet:

Vergessen Sie nach dem Essen nicht die Biogut-Tonne – die möchte auch was abhaben.

Dinkel-Paprikaschoten

Zutaten (für 4 Personen)

- 4 Paprikaschoten (rot und gelb)
- 100 g Dinkelkörner
- 4 reife Tomaten
- 400 ml Gemüsebrühe
- 2 Bund Lauchzwiebeln
- 30 g Butter
- Salz und Pfeffer
- 200 g Schafskäse
- 1 Bund Schnittlauch
- 100 g Gouda
- Für die Sauce**
- 250 g Naturjogurt
- frische Minzblätter

Zubereitung

Dinkel in 200 ml Brühe ca. 30 Minuten quellen lassen. Backofen auf 180 °C vorheizen. Lauchzwiebelringe in zerlassener Butter kurz andünsten. Schafskäsewürfel, Tomatenstücke, Schnittlauchröllchen und Dinkel zugeben und untermischen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. Die Paprika waschen, Deckel abschneiden, Schoten entkernen und dann mit der Dinkelmasse füllen. Mit geraspeltm Käse bestreuen und die Deckel wieder aufsetzen. Die gefüllten Paprikahälften anschließend in eine feuerfeste Form

setzen. Restliche Brühe angießen und alles im Backofen ca. 40 Minuten garen.

Die Minzblätter klein hacken, mit dem Jogurt vermischen und zu den Dinkel-Paprika als Sauce reichen.

Paprika-Reste, Tomatenstrünke und Lauch-Abfall in die Biogut-Tonne geben. Wer seinen Teller nicht ganz leermacht, wird gescholten, darf die Reste aber ebenfalls in der Biogut-Tonne entsorgen.

Wohin mit Ihrem Abfall? Gut sortiert entsorgen.

Die meisten Abfälle lassen sich heute gut recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂.

Voraussetzung: Sie kommen in der richtigen Tonne beim Entsorger an. Was wohin gehört, erfahren Sie hier.

Alles zum Thema Recycling auch unter www.trenntstadt-berlin.de



Wertstoffe

Verpackungen und andere Gegenstände aus:

Kunststoff

Becher, z. B. Jogurt-, Margarinebecher

Kunststoffflaschen, z. B. Pflege-, Spül-, Waschmittelflaschen, Saftflaschen

Gebrauchsgegenstände, z. B. Gießkannen, Plastikschüsseln, Spielzeug

Folien, z. B. Einwickelfolie, Plastiktüten

Schaumstoffe, z. B. Styroporschalen für Lebensmittel

Metall

Getränke-, Konservendosen, Flaschenverschlüsse

Töpfe, Werkzeuge, Besteck, Schrauben

Alufolie, -deckel, -schalen

Verbundstoff

Getränkekartons, Kaffeevakuumverpackungen

Bitte keine Elektrogeräte, Energiesparlampen, Batterien, Textilien, Datenträger und Holz!



Glas

Flaschen, z. B. Getränkeflaschen, Essig- und Ölfaschen

Gläser, z. B. Marmeladen- und Konservengläser sowie Gläser für Babynahrung

Bitte nach Weiß- und Buntglas trennen! Spiegel- und Fensterglas sowie Geschirr bitte in die Hausmülltonne.



Papier / Pappe

Zeitungen

Zeitschriften

Verpackungen aus Papier, z. B. Mehl- und Zuckertüten

Prospekte

Kartons, z. B. Waschmittelkartons

Kataloge

Schreibpapier

Bücher, Hefte

Kartons bitte flach zusammenfallen oder zerreißen!



Biogut

Schalen und Reste von Obst und Gemüse, auch von Zitrusfrüchten

Kaffeesatz samt Filter

Tee und Teebeutel

Eierschalen

Essensreste, auch Gekochtes

alte Lebensmittel (ohne Verpackung)

Blumen

Gartenabfälle, auch Rasenschnitt

Grün- und Strauchschnitt

Laub

Einwickelpapier, z. B. altes Zeitungspapier oder Küchenpapier

Gut in Zeitungspapier und Küchenpapier einwickeln, keine Plastiktüten verwenden!



Hausmüll

Hygieneartikel

Hygienepapiere

Geschirr

Staubsaugerbeutel

Papier, verschmutzt oder beschichtet

Tierstreu

Windeln

Tapetenreste

Folien, verschmutzt

Farben, eingetrocknet

Kehricht, Fegereste

Asche und Aschenbecherinhalt

Spiegel- und Fensterglasscherben

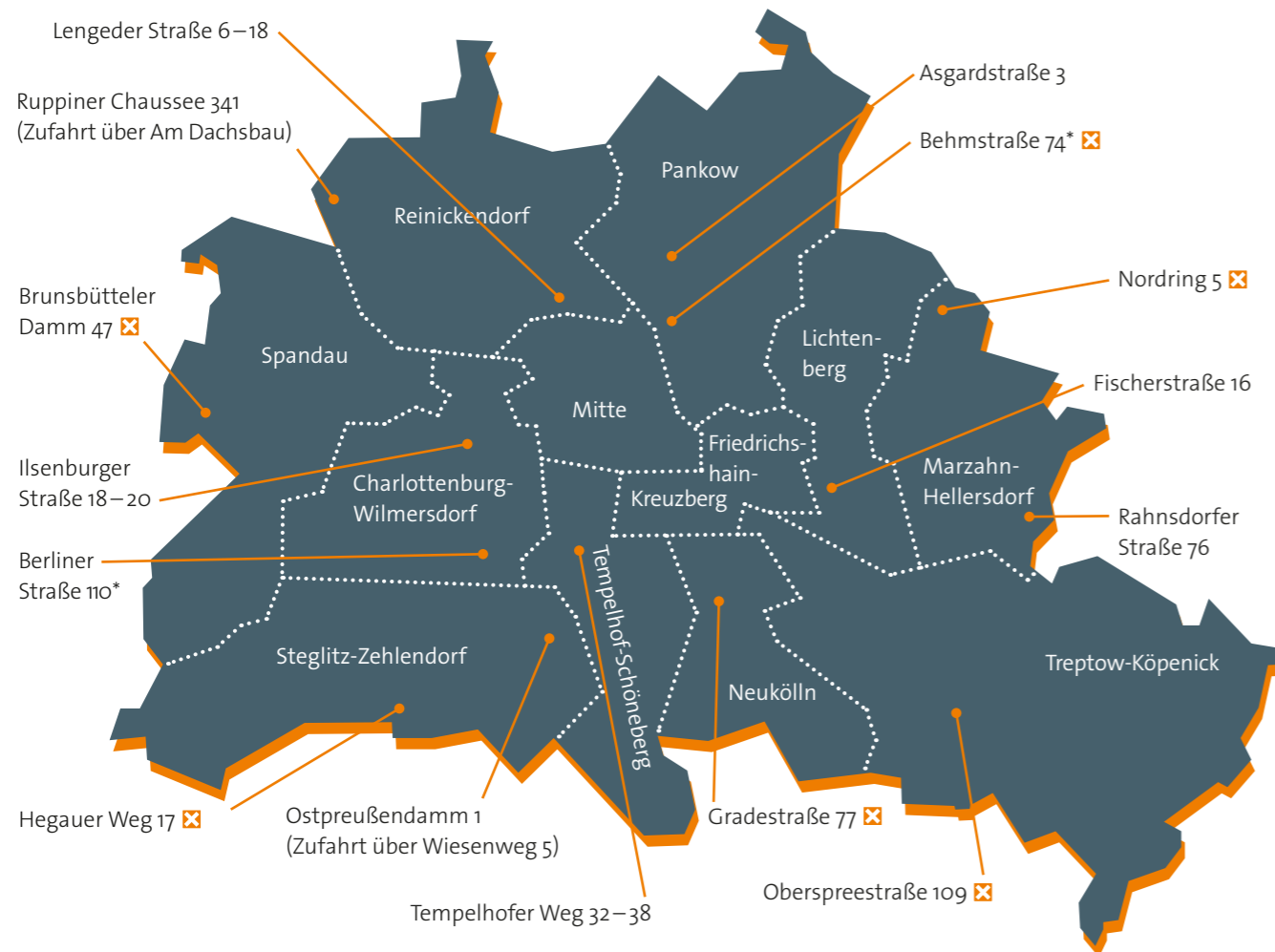
Fotos

Bauabfälle oder Schadstoffe bitte nicht in oder neben die Tonne!

Die Recyclinghöfe der BSR

Vieles, was der Eine nicht mehr braucht, wird von einem Anderen verzweifelt gesucht. Der Tausch- und Verschenkmarkt bringt beide zusammen, völlig kostenlos: www.BSR-Verschenkmarkt.de. Das ist Abfallvermeidung pur. Denken Sie beim Einkauf bitte auch an Korb oder Tasche und nutzen Sie Mehrwegangebote.

Leider lassen sich aber nicht alle Abfälle vermeiden. Die gute Nachricht: Die meisten dieser Abfälle lassen sich inzwischen recyceln. Das schont begrenzte Rohstoffe und spart jede Menge CO₂. Die Voraussetzung dafür: Abfalltrennung. Bitte machen Sie mit! Mehr Infos unter www.BSR.de.



Sperrmüll: maximal 3 m³ pro Kfz entgeltfrei
(inkl. Altholz, Metallschrott, Teppiche, Teppichboden)

Elektroaltgeräte: keine Mengenbegrenzung für private Haushalte

Schadstoffe: maximal 20 kg pro Abfallart und Tag entgeltfrei

Den **Sperrmüll-Abholservice** erreichen Sie telefonisch unter 030 7592-4900, per Mail unter Service@BSR.de oder im Internet: www.BSR.de

Öffnungszeiten:

Mo. – Mi., Fr. 07.00 – 17.00 Uhr
Do. 09.30 – 19.30 Uhr
Sa. 07.00 – 15.30 Uhr

* Öffnungszeiten Behmstr./Berliner Str.:

Mo. – Fr. 09.00 – 19.00 Uhr
Sa. 07.00 – 14.30 Uhr

☒ gleichzeitig Schadstoffsammelstelle

IMPRESSUM

Berliner Stadtreinigungsbetriebe
Anstalt des öffentlichen Rechts
Ringbahnstraße 96
12103 Berlin
Telefon 030 7592-4900 | Fax 030 7592-2262

V.i.S.d.P.

Sabine Thümler
Leiterin Kommunikation/Pressesprecherin
Telefon 030 7592-2351 | Fax 030 7513-007
E-Mail Sabine.Thuemler@BSR.de

Ansprechpartner

Sollten Sie weitere Informationen benötigen, wenden Sie sich bitte an unsere Ansprechpartnerin Birgit Nimke-Sliwinski
Leiterin Marketing
Telefon 030 7592-2031 | Fax 030 7592-2034
E-Mail Birgit.Nimke-Sliwinski@BSR.de

Konzept

Peperoni Werbe- und PR-Agentur GmbH, Potsdam
Team Peter Eibenstein, Jochen Kirch, Jule Svoboda, Greta Taubert, Peter Qvester

Redaktionsteam

Redaktionsleitung Greta Taubert
Text Clara Bergmann, Max Gehry, Christoph Graebel, Katharina Kiklas, Stefan Kloos, Klaus Marquardt, Greta Taubert
Gestaltung Tidian Camara, Juliane Filep, Julia Fernández, Jule Svoboda
Illustration Tidian Camara, Juliane Filep, Ines Kouidis, Peer Kriesel
Beratung Franziska Voß

Druck

DruckVogt GmbH, Grafische Betriebe
Schmidstraße 6, 10179 Berlin
Klimaneutral gedruckt auf 100 % Recyclingpapier mit dem Blauen Engel

Online

Alle Inhalte des TrenntMagazins, Ansprechpartner für die einzelnen Müllfraktionen, Hintergründe zur Abfalltrennung in Berlin und Wissenswertes rund um die Kampagne „Trennstadt Berlin“ können Sie auch online unter www.trennstadt-berlin.de nachlesen.

Urheberrecht

Alle im TrenntMagazin abgedruckten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder anderweitige Verwendung ist nur mit vorheriger Genehmigung des Herausgebers gestattet.

WIR BRAUCHEN NEUEN STOFF

Die Modeindustrie musste sich lange vorwerfen lassen, ökologisch gewissenlos zu sein. Chemie in den Fasern, dramatische Überproduktion, unverantwortbarer Wasser- und Energieverbrauch sowie CO₂-intensiv.

Doch die Szene denkt um. Grüne Mode ist nicht mehr der Look für Ökos und Bessermenschen. Plötzlich sind die Lieblingsjeans der Fashionistas aus recycelter Baumwolle, Stars wie der Musiker Pharrell Williams werben für Garne aus Ozeanmüll und die internationalen Designtalente machen mit ressourcenschonenden Ideen auf sich aufmerksam.

Im nächsten TrenntMagazin zeigen wir, wie Modedesigner aus Trash hochwertige „Trashion“ machen.

Das nächste TrenntMagazin erscheint im Frühling 2016.

In der Wertstofftonne wäre es Umweltschutz

